

Christoph T. M. Krause

Vasili

**Ich kam, dich zu töten
... und landete in deinen Armen**

Christoph T. M. Krause

VASILI

~

**Ich kam, dich zu töten
... und landete in deinen Armen**

© 2021 Christoph T. M. Krause
Umschlaggestaltung, Illustration: Christoph T. M. Krause.
Autor Christoph T. M. Krause, Heerstr. 394a, 13593 Berlin.
Verlag + Druck: tredition GmbH, Halenreihe 42, 22359 Hamburg.

978-3-347-23108-5 (Paperback)
978-3-347-23109-2 (Hardcover)
978-3-347-23110-8 (e-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig.

Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Die Rechte zur Nutzung aller in diesem Buch dargestellten Bilder und Illustrationen liegen dem Herausgeber vor.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

I N H A L T

Mein Vater - Das Geheimnis seines Lebens	07
Meine eigenen Anfänge	11
Seine Eltern, meine Großeltern	17
Wehrmacht	43
Der Entschluss	55
Hauptmann Idaczyk	61
Erstes Wiedersehen + Abschied	65
Verschollen	69
Flucht	75
Abschied vom Vater	85
Überfahrt	87
Lagerleben	91
Nachricht von Vasili	95
Trauernachricht	99
Epilog	101
Bildquellen	103

Dieses Buch ist Roland Idaczyk gewidmet

Mein Vater. Das Geheimnis seines Lebens.

Mein Vater Kurt starb an Krebs. Es war ein langer Weg und doch war er vorhersehbar gewesen.

Er war Jahrgang 1923 und bereits mit 18 Jahren in einem wahnwitzigen Weltkrieg geschickt worden, zuerst nach Frankreich und später nach Russland.

Er hatte sein ganzes späteres Leben hindurch nie von dieser Lebenserfahrung gesprochen, nur dass er Funker hinter der Front gewesen sei.

Ich, sein Sohn, hatte als Junge immer nur mehr oder weniger interessiert zugehört, war doch mein Fokus als Jugendlicher mehr darauf gerichtet, welche Schuld die Generation meiner Eltern im Dritten Reich vermeintlich auf sich geladen hatte.

Unwissend wie ich als junger Mensch war, hatte ich nicht begriffen, dass die eigentliche Tätergeneration die meiner Großeltern gewesen sein musste. Mein Vater war, wie seine ganze Generation, eher das Kanonenfutter dieser Großväter und -mütter gewesen.

Mir war das nicht klar, hätte ich aber wirklich nachgedacht oder nur die Jahreszahlen bewusst verglichen, hätte ich sehen müssen, dass sie selbst noch Jugendliche gewesen waren, die nichts für den Wahnsinn der Nationalsozialisten konnten, im Gegenteil, sie waren selbst deren Opfer.

Wie gesagt, mein Vater hatte kein einziges Mal über diese Zeit gesprochen, geschweige denn irgendwann einmal einen Psychologen aufgesucht.

Die Zeit des Krieges wurde verdrängt, es gab nach dem Krieg Wichtigeres zu tun, z.B. das Wirtschaftswunder zu befeuern oder eine Familie durchzubringen.

Später hatte sich diese Form von Vergessen für ihn gerächt. Der Krebs zerfraß seine Seele, aber auch den Körper, der aber trotz Kriegswirren und Nachkriegshunger wider Erwarten noch sehr lange funktionieren würde. Kurt würde 89 Jahre werden.

Erst auf dem Sterbebett erzählte er mir seine Geschichte, nicht so sehr über den Krieg, der in dieser Geschichte nur den Rahmen gab, sondern über sich selbst und das, was er verloren bzw. nie wieder gefunden hatte:

Das Geheimnis seines Lebens.

Ich war der einzige und erste Mensch, der hiervon erfuhr.

Nach seiner Offenbarung fiel ich in eine mentale Ohnmacht, aus der ich nur langsam wieder erwachte.

Dies ist seine Geschichte, wie er sie mir auf seinem Sterbebett erzählte.

Hoffnung



Meine eigenen Anfänge.

Mein Leben begann wohlbehütet im Nachkriegsdeutschland von Adenauer und Wirtschaftswunder.

Mein Vater hatte eine Lebensstellung und verdiente für damalige Verhältnisse, „gutes Geld“, wie man im Rheinland sagt.

Meine Mutter war schon früh mit 14 Jahren im Dritten Reich bei Kriegsbeginn 1939 in eine Lehre bei Miele gegangen und lernte im Büro Stenografie und Büroarbeit. Sie war eine von Tausenden junger Frauen, die als Schreibkraft in einer aufstrebenden Firma Arbeit und Unabhängigkeit gefunden hatten.

1951 heiratete sie meinen Vater, denn das tat man damals erst dann, wenn man ein „Auskommen“ dafür hatte.

Und so dauerte es noch 5 Jahre, bis es die Vernunft erlaubte, mit 31 Jahren ein Kind in die Welt zu setzen, was damals als Spätgeburt galt.

Während meiner Mutter immer wieder mal die kriegsbedingten Schäden an ihrer Seele anzumerken waren, war mein Vater ein liebevoller und ruhiger, zurückhaltender Mann, der in den seltensten Fällen mal laut wurde, wenn trotzdem, dann aber nur dann, wenn meine Mutter mit ihrer oft nervigen und unerbittlichen Art zu viel des „Guten“ fabriziert hatte.

Die Hintergründe all dieser Lebenswege und Schicksale begriff ich natürlich erst viel später, sehr viel später, eigentlich erst so richtig dann, als es viel zu spät war.

Ich wuchs also, ohne Ansehen aller dieser Dinge und, oberflächlich gesehen, ohne davon belastet zu sein, in einer recht wohlbehüteten und heilen Welt auf.

Problematisch wurde dies erst viel später, als ich in die Pubertät kam und sich plötzlich viele Fragen auftaten:

„Wo wart ihr, als Hitler Deutschland und die Welt in den Abgrund stürzte?“

„Was habt ihr getan oder besser nicht getan, um das alles zu verhindern?“

„Warum habt ihr ihn den Juden nicht geholfen?“

und so weiter.

Dies ergab natürlich ausreichend Zündstoff, vor allem, weil meine Eltern dieses Thema wie der Teufel das Weihwasser scheuten.

Denn hätten sie sich tatsächlich auf ein solches Erklärungsunterfangen eingelassen bzw. hätten sie selbst noch mal an das Thema „heran“ gemusst,

wären Wunden aufgebrochen und das eigene Schuldgefühl hätte eine sachliche Debatte per se unmöglich gemacht.

So wurde gestritten und abgewehrt, wurde „aufeinander eingepöbeln“, Vorwürfe gemacht und Rechtfertigungen hinausgebrüllt.

Eine tatsächliche Auseinandersetzung im konstruktiven Sinne, eine empathische Unterhaltung oder auch nur Verständnis und Verständigung waren in solch einer angespannten emotionalen Situation nicht möglich.

Und so stieg zum einen die Verbitterung auf Seiten meiner Eltern noch an und zum anderen begrenzte mein Unverständnis und die Unfähigkeit einer sachlichen Aufarbeitung meine eigenen Möglichkeiten und Fähigkeiten.

Das Thema wurde mehr und mehr gemieden, hinterließ deshalb auf beiden „Seiten“ einen sehr fahlen Nach- und Beigeschmack, der sich einnistete, der die weiteren Jahrzehnte bestimmte und meine Eltern und mich selbst in eine emotionale Dauerstarre versetzte.

So vergrößerte sich die Kluft noch mehr, eine Kluft, die qua Generationsunterschied bereits größer war, als bei allen späteren Generationen zusammen. Es baute sich so etwas wie eine eigene „Berliner Mauer mit Stacheldraht“ auf.

So passte unsere Familiengeschichte wie „Faust aufs Auge“ in die „bleierne“ Zeit des bundesdeutschen Nachkriegstraumas.

Dieser unserer Vater-Sohn-Beziehung immanente Abstand zwischen meinem Vater und mir blieb bis zu diesem Tag auf seinem Sterbebett erhalten, als dann plötzlich alles von ihm abfiel, was je als Barriere und Distanz aufgebaut worden war und in diesem einen „Moment“ der Öffnung und Ehrlichkeit kumulierte.

Es war ein großes Glück, dass ihm sein Sterbeprozess doch noch einige Zeit bot, seine Geschichte in Ruhe und ausführlich zu erzählen. Sein Verstand funktionierte bis zum letzten Augenblick mit der ihm eigenen scharfen Präzision und Ausdauer.

Ich brauchte viele Jahre, die Last dieses lebenslangen Schweigens, den Horror dieser großen Kluft und am Ende die Wucht der Offenbarung zu verkraften.

Es war weniger der Inhalt der Geschichte selbst, es war, wie sich herausstellte, verrückterweise die Vorwegnahme meiner eigenen Geschichte. Hätte ich gewusst, dass die Geschichte meines Vaters auf eine ganz perfide Weise meine eigene werden würde, hätte diese Kluft bereits Jahrzehnten zuvor wie eine Seifenblase zerplatzen können. Wie sagte mal jemand: ‚Hätte, hätte Fahrradkette‘.

Die Tatsache, eine solche Geschichte auf dem Sterbebett meines Vaters zu erfahren und nie ein einziges Mal etwas von dieser Tragweite geahnt zu haben, erschütterte mich in meiner tiefsten Seele.

Ich muss zugeben, ich hatte große Probleme damit und hätte ich mir nicht die Hilfe geholt, die sich mein Vater versagen musste, wäre ich daran im wahrsten Sinne des Wortes eingegangen.

Lesen Sie nun selbst, lieber Leser, was es für unerwartete Dinge im Leben gibt. Da erscheint so etwas wie eine Pandemie, die wir heute erleiden müssen, wie „Peanuts“.

Natürlich ist das nicht wahr, eine Pandemie mit Tausenden von Toten lässt sich politisch korrekt und intellektuell betrachtet nicht mit so etwas vergleichen. Aber emotional fühlt es sich für mich so an und das sei mir bitte verziehen.

Seine Eltern, meine Großeltern.

Meine Mutter hatte immer wieder mal kurze Episoden oder Andeutungen über das familiäre „Vorleben“ meines Vaters in Gesprächen eingestreut, ohne jemals konkret zu werden. Offenbar hatte sie Angst vor doch zu vielen Nachfragen. Schon gar nicht hatte sie sich damit auf irgendwelche unangenehmen Diskussionen mit ihren Kindern einlassen wollen.

So begann mein totgeweihter Vater seine Geschichte mit seiner eigenen Vorgeschichte, wie ich sie noch nie gehört hatte:

~

„Du hast deinen Opa nicht kennengelernt, weil er vor deiner Geburt bereits gestorben war, deshalb erzähle ich dir erst einmal von **ihm**.

Auf diese Weise wirst du mein Leben besser verstehen können. Vor allem wird klar, warum du überhaupt auf die Welt gekommen bist und heute in Köln lebst. Denn ohne deinen Opa wären sowohl ich als auch du nicht hier, in diesem Moment.

Die deutsche Reichsgründung unter Bismarck (im Jahre 1871) war gerade mal 20 Jahre her und die Wirren der Weimarer Republik liegen noch in weiter Ferne.

Eigentlich ist es eine beschauliche Zeit an der Mosel. Es ist eine Zeit, da man in Kindel [*ein kleiner Ort gegenüber von Kinheim*¹ und in der Nähe von Kröv, Hinzuf. d. Verf.] verkehrstechnisch von der Außenwelt abgeschnitten und infolgedessen „hinter dem Mond“ war.

Die Mosel-Talbahn² (eine Eisenbahnlinie der ersten Stunde) schafft erst seit der Eröffnung ihrer ersten

¹ "Einwohner 1905: 1.034". Zitieren aus Quellen im Internet: (Wikipedia). URL: <https://de.wikipedia.org/wiki/Kinheim>. o.V., o.J., o.S. Status: 05.01.2021.

² "Die im August 1899 von der Westdeutschen Eisenbahn-Gesellschaft gegründete Moselbahn AG erhielt im Juni 1901 die Genehmigung zum Ausbau einer normalspurigen Eisenbahn von Trier nach Bullay. Am 21. August 1905 wurde schließlich das letzte Teilstück der Moselbahn von Bernkastel nach Bullay feierlich unter großer Anteilnahme der Bevölkerung in Lösnich in Betrieb genommen, womit auch Lösnich an das Streckenetz der Moselbahn angeschlossen war. Die Moselbahn bediente nun die Moselorte zwischen Trier und Bullay über eine Gesamtstrecke von 102 Kilometern. Die Fahrzeit betrug ca. 3 $\frac{3}{4}$ Stunden bei ca. 40 Km/h [...]. Nach dem Fahrplan vom Mai 1912 hielten in Lösnich-Kinheim täglich acht Züge in Richtung Trier und sieben Züge in Richtung Bullay [...]. Für die Bahnreise nach Trier benötigten die Züge circa zweieinhalb Stunden [...]. Das ehemalige Bahnhofsgebäude war errichtet genau auf der Gemarkungsgrenze zwischen Kinheim-Kindel und Lösnich. Ein Teil des Wartesaals und die Diensträume befanden sich bereits auf Kinheimer Gemarkung. Die Bahntrasse der Gleisführung unterhalb des Ortes Lösnich parallel zum ‚Gestade‘ ist auch heute noch in Teilbereichen gut erkennbar. Die Gleisanlage am Bahnhof-Lösnich bestand aus drei Gleisen: dem durchgehenden Hauptgleis, dem Kreuzungsgleis und dem Freiladegleis. Über ein handbetriebenes Stellwerk

Teilstrecke am 2. April 1903 eine direkte Anbindung an das Umland und vor allem an die Römerstadt Trier, die für einen Moselaner damals so etwas wie „die große Welt“ bedeutete.



Abb. 01

Mit dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ging langsam ein Jahrhundert zur Neige, das den Menschen bereits einige revolutionäre technische und wissenschaftliche Neuerungen gebracht hatte.

So war die Fotografie schon revolutionär genug; die Industrialisierung aber versprach den Menschen

am Bahnhofsgebäude wurden die Weichen gestellt. Zwei Bahnsteige und die Ladestraße boten die Zugänge zu den Gleisen. Am Freiladegleis befand sich eine Betonrampe mit Ladekran [...]. Zitieren aus Quellen im Internet. URL: https://de.wikipedia.org/wiki/Bahnhof_Lösnich-Kinheim. o.V., o.J., o.S. Status: 05.01.2021.

glorreiche Zeiten von Arbeit, Brot und technischen Neuerungen.

Ein Moselaner, der bisher seit Jahrhunderten in seinem angestammten Ort verblieben war, um sich dort durch harte Arbeit auf dem Feld oder im Weinberg durchzuschlagen, war nun eher in der Lage, außer Winzerei, Gastwirtschaft oder Bäckerei vor Ort, die Luft der „großen weiten Welt“ in einer der näheren Städte zu atmen.

Du weißt ja, die nächste große Stadt ist Trier; der Weg zur neuen Arbeitsstätte dort war mit der Mosel-Talbahn zwar beschwerlich und dauerte zweieinhalb Stunden, war gleichzeitig aber der Inbegriff des Fortschritts. Manch einer zog direkt dort hin, wenn er die nötige Zuversicht, den Mut und das Geld hatte.

Aber noch war es nicht so weit für Opa Johann Baptist...



Abb. 02

Opa war am 10.12.1891 in eine Familie mit fünf Kindern geboren worden, die sich zunächst der jahrhundertelangen Moselaner Tradition ver-

pflichtet sah, Winzerei und Backkunst zu betreiben. Zusätzlich versuchte sich unsere Familie bereits Anfang des 20. Jahrhunderts an einer hauseigenen Gast-

stätte mit einem rückwärtigen Gartenlokal³, direkt an der Moseltal-Bahnlinie und in der Nähe des Lös-nich-Kinheimer Bahnhofes.

Dies war ein großartiger Standort für etwas Neues wie Gastronomie, fast schon frech modern servierte man Bahnreisenden ortsansässige Leckereien aus dem eigenen Backbetrieb.

Opa war der Zweite im Kreise seiner später fünf Geschwister und er wäre wie jeder andere geworden, wenn da nicht seine „Körperverschrtheit“ gewesen: Opa hatte von Geburt an eine Wirbelsäulenverkrümmung, einen „Buckel“.

Später wollte man zwar jedem weismachen, Opa hätte sich diese Behinderung bei einem Sturz von der Treppe des elterlichen Terrassenabganges zugezogen. Aber niemand hätte diese Behauptung ernsthaft überprüfen können, wenn es ihn denn überhaupt interessiert hätte. Lieber schwieg man darüber.

Opa war halt so, wie er (immer gewesen) war, und das war allemal schlimm genug.

Und das war auch der Grund, warum Opa nicht Winzer oder „Ackerer“, Bäcker oder Gastwirt wurde; körperlich hätte er diese Arbeiten sicherlich nicht geschafft.

³ „Gasthaus zum Bahnhof“, eröffnet März 1908

Gesellschaftlich gesehen war er ohnehin schon früh eher ein Kämpfertyp, einer, der sich nichts mehr gefallen lassen wollte, nachdem man ihn im Dorf bereits genug gehänselt hatte.

Er war von sehr kleiner Statur, denn der Buckel zwang seine recht ansehnliche und hübsche Erscheinung in eine „Höhe“ oder besser Tiefe, die ihm die Sicht der Welt ein wenig von unten bescherte.

Er wollte aber ab einem gewissen Alter, das wir heute „Pubertät“ nennen, nicht mehr „buckeln“! Er wollte hinaus in die Welt und es eben dieser ordentlich zeigen.

***„Ich, Johann Baptist, kann es besser,
als ihr alle dort in Kinheim an der
Mosel. Ich werde Staatsbeamter!“***

soll er einmal ausgerufen haben.



Und so zog er als Vierzehnjähriger hinaus in die „große weite Welt“, zunächst ins benachbarte Kröv, bis er 1920 im Trier des beginnenden 20. Jahrhunderts landete, einem Jahrhundert, das nicht nur für Opa noch einige Überraschungen bereit halten sollte. Abb. 03

Überraschungen waren nicht mehr allein technologisch „revolutionärer“, sondern eher düsterer Art. Denn das 20. Jahrhundert schickte sich an, das ganze Gefüge einer Jahrtausende alten Kultur auf den Kopf zu stellen und den Menschen der neuen Zeit die größten Herausforderungen und Verwerfungen zu bescheren, die sich damals niemand auch nur im Entferntesten vorstellen konnte. Abb.04



Die „goldenen“ Zwanziger.



Opa hatte es geschafft, er war nun Staatsbeamter und er hatte 1921 seine Oma Rosa Mathilde Longen aus Ruwer (geboren am 31.05.1898), geheiratet. Niemand bis heute konnte sich wirklich erklären, wie er es erreicht hatte, diese großartige Frau zu gewinnen.

Abb. 05

Oma war selbst von der Mosel, kam jedoch aus einer Familie, die sich bereits für etwas hielt, das man als „besser“ bezeichnet.

Die Mode und Aufbruchsstimmung der 1920er Jahre hatte aus einer Moselanerin eine zweiundzwanzigjährige, wenn auch kleine, „Grande Dame“ gemacht.

Abb. 06

Sie war so schön, dass es eigentlich niemand schaffen sollte, ihr auch nur im Entferntesten das Wasser zu reichen. Ihr Mann sollte nicht nur kleiner als sie sein, damit sie ihn immer überragen würde. Er sollte auch noch wohlhabend sein und ihren Durst nach großer Welt hinreichend finanzieren können. Er



durfte zwar nicht hässlich sein, aber ein kleiner körperlicher Defekt käme ihr sehr zu Pass.

Abb. 07



So lernte deine Oma Rosa Mathilde, genannt Tilly, deinen Opa auf einem Tanztee in Trier, der „großen Stadt“ dieser Zeit und Gegend, so kennen, wie es in den goldenen Zwanzigern üblich war. Man feierte ausgelassen und hatte das Gefühl, heute gehören wir uns und morgen gehört uns die ganze Welt...

Dieses Lebensgefühl war jedoch keineswegs politischer Natur⁴. Nein, man genoss den Aufbruch der neuen Zeit, so wie alle Menschen einen Neuanfang nach einem wahnwitzigen Krieg genießen würden, ausgelassen und vollkommen unpolitisch.

Politik hatte bis vor Kurzem nur der Kaiser gemacht und der hatte abgedankt. Da war zwar der große Krieg gewesen, aber den hatte man nun vergessen, nun war eine neue Zeit, die Musik und die Mode waren neu und das, was in Berlin im Reichstag

⁴ "[...] Nüchterner Ernst, fanatische Grundsatztreue und sturer Gehorsam verträgt sich schlecht mit der angeborenen Lebenslust des Moselländers, mit seiner Neigung zu Lässigkeit und Humor. Wo das Lachen beliebter ist als stramme Haltung und, wie im ganzen Rheinland überhaupt, jedes gewaltsame Pathos schnell die Lust am karnevalistischen Spott weckt, ist für ein autoritäres Regime unfruchtbarer Boden." **Aufsatz von Dr. Bollmus, Reinhard: Trier und der Nationalsozialismus (1925-1945).** In: Düwell, Kurt/Irsigler, Franz (Hrsg.), 1988: Trier in der Neuzeit, 2000 Jahre Trier, Band 3, S. 573. Trier, Spee Verlag.

geschah und kurz vorher in Weimar gegründet wurde, war weit weg von *der* Stadt, die die Römer gegründet hatten.

Rosa Mathilde strebte nach mehr und sie wollte, ihrem neuen „Stand“ entsprechend, ein wenig von der Brise der großen weiten, chicen Welt genießen.

Abb. 07



Opa gab ihr alles, was sie brauchte, denn, hatte er nicht großes Glück gehabt, indem er als „Buckliger“ eine „große“, hübsche Dame geheiratet hatte?! Glich

das nicht seinen Defekt, den er so sehr hasste, aus?! Überstrahlte Tilly nicht das bisschen Buckel? War er nun nicht automatisch im Wert gestiegen?

Er tat alles für sie, z.B. imponierte er ihr mit Autos und Motorrädern.

Im April 1927 ließ er „ihr“ ein schönes Haus in Trier in der Seniastraße⁵ 20 bauen. Jedes Zimmer des

⁵ Der Name ‚Senia‘ kommt von „Vicus Seniae“, nachgewiesener römischer Straßename in Trier (nach einem städtischen Straßenschild in der Seniastraße in Trier) /

„Zur Römerzeit war Senia ein bedeutendes Zentrum [...] der Provinz Liburnien [...]“ [heute Senj in Kroatien, Hinzuf. d. Verf.] **Zitieren von Quellen im Internet (Wikipedia). URL: <https://de.wikipedia.org/wiki/Senj>. o.V., o.J., o.S., Status: 05.01.2021.**

dreistöckigen Hauses am Trierer Südbahnhof ließ er mit einer Schelle versehen⁶, die Tilly zentral aus ihrem Wohnsalon im ersten Stock bedienen und mit der sie von dort aus ihr Personal herbeirufen konnte; eine Näherin besorgte die unangenehme Handarbeit.

Doch aus dem vielen Personal wurde nach dem Einzug am 01.10.1927 lediglich ein „Mädchen“ und aus den vielen Zimmern wurden dann letztlich doch „nur“ 3 separate Wohnungen, von denen Tilly nur noch eine bewohnen durfte.

Die anderen beiden Zimmer mussten unangenehmerweise vermietet werden, da die Zeiten nun doch schlechter wurden:

1929, zur Zeit der großen Weltwirtschaftskrise, war bereits die Währung Reichsmark nur noch ganz wenig wert und die Preise waren ins Uferlose gestiegen. Das Haus war aber bereits im Bau und dieser ließ sich nicht mehr rückgängig machen, und als es 1927 bezogen wurde, war die Arbeitslosigkeit im Lande bereits so hoch, dass selbst ein Beamter im Staatsdienst in arge Nöte geraten konnte^{7 8 9}.

⁶ Info des ehemaligen Hausbesitzers Hermann Lehnertz (Stand 1999), zur Schellenanlage; in 2014 wurde die Anlage bei einer Komplettsanierung entfernt.

⁷ *„Wie sah es in Trier aus? In Trier begann die Zahl der Arbeitslosen bereits im Jahre 1928 zu steigen. Hatte die Zahl der vom Arbeitsamt Trier betreuten Arbeitslosen im Jahre 1927 noch 155 betragen, so lag sie im Jahr 1928 schon bei*

„Tausend Jahre.“

1575, [und begann, Hinzuf. d. Verf.] um 1930 auf 3577 und 1931 auf 5235 zu steigen und im Jahre 1932 die enorme Zahl von fast 7000 Arbeitslosen zu erreichen. Daneben aber gab es die von der Arbeitslosenversicherung Ausgesteuerten. So hatte das städtische Wohlfahrtsamt am Ende des Jahres 1932 insgesamt 5.132 Parteien mit 13.954 Köpfen - das waren 18,8 Prozent der Trierer Bevölkerung - laufend zu unterstützen."

Zens, Emil: Geschichte der Stadt Trier in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Band 3, 1928-1945. Trier 1973, S. 33.

⁸ "Als kurz darauf die Weltwirtschaftskrise einsetzte, wurde die Lage der Trierer Wirtschaft bedrohlich. Dies kam in einer Rede des Präsidenten der Trierer Handelskammer am 14. Januar 1930 zum Ausdruck, als er u. a. erklärte, daß das Jahr 1929 'ein Jahr allerschwersten Kampfes gewesen' sei. 'Ich sage nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß es geradezu eine Verzweiflungsstimmung ist, die sich allenthalben unserer Wirtschaft bemächtigt hat. Wohin Sie auch blicken [...] überall bietet sich Ihnen das gleiche Bild trostloser Gedrücktheit. Gewiß, in ganz Deutschland geht es der Wirtschaft nicht gut. Aber ich übertriebe nicht, wenn ich erkläre, dass es bei uns noch um einige Grade schlechter geht.'" **Ebd. Zens, S. 287.**

⁹ "So schrumpften die Arbeitsmöglichkeiten weiter und die Zahl der Arbeitslosen stieg immer mehr an. Hatte ihre Zahl 1930 bei 3577 gelegen, so waren es 1931 bereits 5235. Hinzu kam, dass durch den Konkurs der Trierer Gewerbebank im November 1931 über 30.000 Sparer und Geldeinleger ihre Guthaben verloren. Die Ursache war eine zu starke Beteiligung an industriellen Investitionen und die dadurch bedingte fehlende Liquidität. Die damalige Krise äußerte sich im übrigen in ganz Deutschland in der Tatsache, dass im Juli 1931 die Börsen schlossen und die Devisenbewirtschaftung eingeführt wurde." **Ebd. Zens, S. 287.**

Opa hatte sich verkalkuliert. Trotz 17.000 RM [*Reichsmark, entspricht einem Kaufkraftwert im Jahre 2021 von 4.860 Euro*¹⁰ (aufgerundet ff.), Hinzuf. d. Verf.] Eigenkapital, das sich aus seinem Pflichtteil des elterlichen Hauses in Kinheim in Höhe von 10-12.000 RM [2.860-3.430 Euro] und 5.000 RM [1.430 Euro] Zuschuss aus dem „Vermögen“ seiner Rosa Mathilde zusammensetzte, bescherte ihm der Rest des Gesamtbaupreises von 42.000 RM [12.000 Euro] zusehends große Sorgen. Und dieser Baupreis war bereits günstig durch seinen Dienstherrn gefördert worden.

Opas Gesamtschulden beliefen sich im Jahre der „Machtergreifung“ der Nazis 1933 nunmehr auf ca. 60.000 RM [13.950 Euro].

Dies konnte nun auch seinen Dienstherrn, den Trierer Oberbürgermeister, nicht mehr ruhig schlafen lassen. Und dieser trug Opa daraufhin auf, Rechenschaft über das Zustandekommen seiner Schulden abzulegen.

Der Oberbürgermeister war ohnehin nicht besonders angetan von seinem Schützling, denn dieser hatte bereits seit Jahren in Sachen Beamtenstelle gegen die Stadt prozessiert.

Man hatte Opa bei seinem vorherigen Arbeitgeber, der Verwaltung der „Vororte Trier“ (die später nach Trier eingemeindet wurden), 1926 beamtet und die

¹⁰ Zitieren von Quellen m Internet. URL: <https://www.dm-euro-rechner.de/die-reichsmark/>. DM-Euro-Rechner: Die Reichsmark. Status 29.01.2021.

Berechnungsgrundlage seines Besoldungsdienstalters auf 1917 zurückdatiert.

Als man Opa nun 1930, bedingt durch eine kommunale Umstrukturierung, aus dem Verwaltungsbereich der „Vororte Trier“ in die Stadtverwaltung Trier umgruppierte bzw. versetzte, fühlte er sich nicht nur durch eine Besoldungskürzung¹¹ von jährlich 840 RM [247 Euro], sondern auch durch die Versetzung selbst ungerecht behandelt.

Er klagte in einigen Prozessen auf Gleichbewertung dieser Versetzungsposition und Rückzahlung des einbehaltenen Differenzbetrages bzw. Minderverdienstes über diese 840 RM.

Dadurch verärgerte er seinen Dienstherrn derart, dass dieser im Schuldenberg seines Staatsdieners eine willkommene Gelegenheit sah, Opa einmal ordentlich „heranzunehmen“.

¹¹ *"Als Brüning Reichskanzler geworden war, wollte er als erstes Sanierungsmaßnahmen ergreifen, die eine verschärfte Besteuerung aller Einkommen über 8000 Mark und eine Kürzung der Löhne und Gehälter der Beamten und Angestellten des öffentlichen Dienstes vorsahen."* **Ebd. Zens, S. 57.**

"1932 ging es weiter abwärts. Die Notverordnungen überstürzten sich; die Beamten mussten eine Gehaltskürzung nach der anderen über sich ergehen lassen, während Angestellte und Arbeiter immer häufiger von ihren Arbeitsplätzen entlassen wurden. So stieg denn die Zahl der Arbeitslosen auf fast 7000." **Ebd. Zens, S. 57.**

Opa musste sich rechtfertigen und insgesamt drei Schuldenaufstellungen und -erklärungen abgeben.

Man sollte nun meinen, dass es nicht die Sache des Arbeitgebers war, die Privatangelegenheiten seines Beamten zu überwachen, aber eben ein solcher war nun einmal der „Untertan“ des Dienstherrn bzw. Staates und war von daher über alles, was seinen Dienst direkt oder auch indirekt betraf, rechen-schaftspflichtig.

Opa versuchte, seine Situation als Folge der politisch-wirtschaftlichen Misere der letzten Jahre der Weimarer Republik darzulegen und wusch von daher seine Hände in Unschuld. Er sei Opfer von widrigen Umständen geworden. Die Stadtverwaltung jedoch beschloss, dass zu überlegen sei, Opa disziplinarisch aus dem Dienst zu entfernen, da er seine Dienstpflichten verletze, indem er Schulden habe.

Man holte Informationen allerorten ein, die belegen sollten, dass Opa nicht unverschuldet, sondern aufgrund von Luxusschulden nicht mehr liquide sei.

Es wurde z.B. beim Straßenverkehrsamt Amtshilfe in der Form eingeholt, dass man sich auflisten ließ, welche Kraftfahrzeuge Opa insgesamt angemeldet hatte. Für den Zeitraum von Sept. 1928 bis Nov. 1931 waren 2 Krafträder und 2 PKW amtlicherseits bekannt.

Opa versuchte nun, durch Leumundszeugnisse, z.B. des Verbandes der Neuhausbesitzer, seinen Dienstherrn doch noch davon zu überzeugen, dass er unverschuldet verschuldet sei.

Doch dies alles nutzte nichts mehr. Opa hatte in seinem Amt verspielt. Er war als Querulant und „Prozesshansel“ verschrien und seinem Dienstherrn wäre nichts lieber gewesen, als ihn schnellstmöglich loszuwerden.

Wie das Schicksal es manchmal einrichtet, kam dem Oberbürgermeister (selbst ein Naziemporkömmling) nun ein Umstand zu Hilfe, der vielen Menschen der Dreißiger Jahre zum Verhängnis werden sollte: der Nationalsozialismus.

Hatte Opa in den 20er Jahren noch alle Rechtsmittel einer jungen Demokratie zur Verfügung, um sein Recht als Beamter durchzusetzen, war er in dieser Zeit noch als Behinderter in keiner Weise gefährdet oder etwa offen benachteiligt, so änderte dies die braune Morgendämmerung der Nazis schlagartig.

Opa war dies noch nicht bewusst. Er ahnte noch nicht, welche Ausmaße diese „Bewegung“ für ihn und andere, ja für sein ganzes Volk annehmen würde.

So begab es sich im Januar 1934, dass Opa träge wurde durch all die Prozesse und die darin sichtbar gewordenen Ungerechtigkeiten und Ungereimtheiten ihm gegenüber. Er sah nicht mehr ein, seine

Arbeit pflichtbewusster als nötig zu versehen und es geschah etwas, das symptomatisch für die nächste Zeit werden sollte:

Es wurde etwas an ihm gesucht und gefunden, und was das Schlimmste war, er musste, anfangs noch selbstsicher und trotzig kämpfend, später dann doch den Widrigkeiten der Zeit weichen.

Es geschah nun an einem 2. Januartag des Jahres 1934, die Nazis waren gerade einmal fast ein Jahr an der Macht, dass Opa beim „Früher-nach-Hause-Gehen“ erwischt wurde.

5 Minuten vor 13 Uhr hatte er das Haus verlassen und war prompt dem Oberbürgermeister höchstwohlgeboren als fehlend aufgefallen.

Der Oberbürgermeister mahnte ihn ab und verlangte ein „verantwortliche Äußerung“.

Opa führte die Tatsache seines Früher-Gehens auf unterschiedlich arbeitende Uhren der beiden zurück und erhielt erneut eine, diesmal endgültige, Abmahnung.

Nun nahm das Schicksal des Opa seinen unwiderflichen Lauf:

Opa äußerte sich vor Kollegen zu dieser Abmahnung dahingehend, dass er seinen Dienstherrn als sehr kleinlich betrachtete, er sei offenbar ein „5-Minuten-Bürgermeister“.

Opa hatte das Pech, dass bereits 1934 sein Amt mit SA-Spitzeln¹² durchsiebt war und dass just einer dieser Spitzel seine Äußerung, die als strafwürdige Beleidigung seines Dienstherrn aufgefasst wurde, sofort zu Protokoll gab und meldete.

Opa hatte sich mit einer Bemerkung „Mich hat man im Kaiserhof noch nicht zusammen geschlagen“ wahrscheinlich eben auf die Unbeliebtheit des Oberbürgermeisters in der Trierer Bevölkerung bezogen, und vermutet, dass dieser eben deshalb „zusammengeschlagen“ worden sei.

¹² *"Die innere Geschichte der Trierer NSDAP und der sonstigen NS-Organisationen kann vorerst aus Mangel an erschlossenen Unterlagen nicht geschrieben werden. Ein Hinweis sei gestattet über das Ausmaß der Überwachung, das von diesen Organisationen ausging. Ein einzelner erhaltener Aktenvorgang zeigt, dass der SD, der Sicherheitsdienst des Reichsführers SS, offenbar über alle Vorgänge innerhalb der Stadtverwaltung (vermutlich auch innerhalb aller anderen Behörden), die ihm durch seine wohl überall sitzenden Spitzel zur Kenntnis kamen, fortlaufend berichtete. Kein Behördenleiter konnte sicher sein, dass über ihn, seine Mitarbeiter und seine Tätigkeit nicht fortgesetzt und dazu noch ungenau informiert wurde. Viele Dienststellenleiter fanden den Mut sowie Mittel und Wege, solche Berichterstattung, da sie formalrechtlich nicht gedeckt war, zu verbieten. Aber auch der einzelne Bürger konnte mit Hilfe des Instruments der sogenannten ‚politischen Beurteilung‘, für die der Ortsgruppenleiter oder ein höherer Funktionär im Falle von Einstellungen oder bei sonstigen Vorgängen zuständig war, in seinen Interessen - ohne die Möglichkeit der Gegenkontrolle oder der Anrufung einer Instanz der Justiz-beeinträchtigt werden." Ebd. Bollmus, S 578.*

Denn in dem bekannten Hotel/Restaurant „Der Kaiserhof“ war es zu einem offenen Aufbegehren mehrerer Studenten gegen den dort speisenden Bürgermeister gekommen, dem daraufhin zufällig anwesende Nazischergen zu Hilfe kamen. Es kam zu einer ausgedehnten Schlägerei, bei der der Bürgermeister von den in Überzahl befindlichen Studenten Prügel bezogen hatte.

Womöglich hatte Opa mit der Anspielung auf dieses Ereignis versucht, sich auf diese Weise vom Bürgermeister in punkto „Vertrauenswürdigkeit“, die ihm ja in Form seiner Unpünktlichkeit abgesprochen worden war, abzuheben.

Ob dies Opas wirkliche Motivation für seine Bemerkung gewesen war, vermag ich nicht zu sagen, so hat er aber anhand dieses Vorfalls seine grundsätzliche Aversion gegenüber seinem Dienstherrn, dem Oberbürgermeister, bekundet, was aus den bereits erwähnten Gründen verständlich war (Prozesse gegen seinen neuen Dienstherrn, Schuldenrechtfertigungen etc.).

Durch die Zeugenaussagen des sogenannten SA-Ermittlers Lauer und die Negativreferenz des Ortsgruppenleiters Loser, in denen ihm sowohl Marxismus- und SPD-Anhängerschaft, als auch Zentrumsgeist in einem Atemzug unterstellt wurde, lässt sich jedoch auch mutmaßen, dass Opa mit seinem Ausspruch auch die Naziverstrickung des Oberbürgermeisters gemeint haben könnte, die zu dieser Pöbelelei geführt hatte.

Da diese politischen Unterstellungen gegenüber Opa seitens der Obrigkeit wahrscheinlich sachlich unrichtig waren (denn Marxismus, SPD-Mitgliedschaft und Zentrumsgeist schließen sich in der Regel gegenseitig aus), kam mir das so vor, dass sie von den Verfassern als Synonym für pauschale Ablehnung und Feindschaft bzw. Ausgrenzung (hier vielleicht zusätzlich von Behinderten) gebraucht wurden.¹³

Der Damm bei Opa war gebrochen. Er hatte indirekt, aber unausgesprochen, zu erkennen gegeben, dass er kein Nazi war und ihn würde niemand, aus welchem Grund auch immer, „zusammenschlagen“!

Opa war nicht dumm, er wusste oder ahnte nun, dass der Morgen der braunen Schreckensherrschaft bereits angebrochen war. Noch wehrte und zeigte er sich, handelte, wie er dachte, würde jedoch bereits jetzt seine Gegenwehr nicht mehr lange durchhalten können.

Sein erster Schritt war die Krankmeldung nach dem Vorfall in seinem Amt. Schnell ließ er sich aufgrund seiner Behinderung dienstunfähig schreiben und erhielt am 1.9.1934 bereits die erzwungene Frühpensionierung.

¹³ *"So stand die große Mehrheit der Trierer den Parteien nahe, die den Weimarer Staat stützten und ihn trugen (Zentrum, SPD, DDP)." Ebd. Zens, S. 33.*

Ein letzter Versuch ließ ihn in Trier ein Reisebüro unweit des Rathauses eröffnen, doch die „Luft“ war in Trier für ihn bereits heraus.

Hier, im Schatten seines ehemaligen Dienstherrn, ließ sich seine neue Selbständigkeit nicht mehr gut für ihn an. Er gab schließlich auf, aber nur hier, in Trier.

Opa war klug. Er verließ das Trier, das ihm zur Heimat geworden war, das er geliebt und manchmal auch gehasst hatte, weil es ihm soviel Ärger eingebracht hatte.

Und das, mein lieber Sohn, ist der Grund, warum wir beide hier heute an meinem Sterbebett miteinander sprechen.

Opas Haus wurde inzwischen zwangsversteigert, um das Gros seiner Schulden zu tilgen.

Bis zuletzt hatte Opa gehofft, dass seine Unschuldsbeteuerungen greifen würden und er noch einmal ein Darlehen zur Umschuldung erhalten würde. Doch sein Dienstherr verhinderte all diese Versuche. Sein Leumund war geschädigt und niemand war mehr da, der ihn unterstützte. Wer wollte in diesen Zeiten zugeben, dass er einem als Marxisten und SPD-Anhänger verschrienem Buckligen helfen würde?!

Bereits jetzt spürten viele, dass Opa einer von denjenigen war, den die Nazis auszusondern trachteten.

Wer weiß, was aus Opa in Trier geworden wäre, hätte er nicht rechtzeitig die Stadt verlassen?

Jemand, auf den die Nazis schon 1934 ein besonderes Auge hatten, musste ausgesprochen vorsichtig sein, wollte er überleben.

Doch Opa war kein Duckmäuser, der es geschafft hätte, vorsichtig zu sein. Er sagte, was er dachte, er zeigte, wer er war, er wehrte sich, wo er glaubte, die Welt schulde ihm etwas. Ihm, der durch seinen „Buckel“ bereits Tribut an das Leben hatte zahlen müssen.

Opa ahnte das alles, ergriff die Gunst der Stunde, verließ, wie gesagt, 1935 Trier und siedelte in das den Nazis scheinbar nicht besonders wohl gesonnene Köln über.

Seine Schwester, deine dir bekannte und beliebte Tante Maria, hatte ihm hier kurzfristig Unterkunft besorgt, da sie in Köln geheiratet hatte.

Du siehst, da schließt sich unser gemeinsamer Kreis erneut!

In Köln baute Opa sich etwas Selbstständiges auf, was ihn begehrenswert für andere machte: er wurde

Steuerberater und bediente alle Handeltreibenden der näheren Umgebung seiner neuen Heimat.

Als die Zeiten schwerer wurden und die Menschen hungerten, hatte er immer etwas zu essen für unsere Familie und sich selbst; die Kunden bezahlten in Naturalien und sogar ich, sein 1923 geborener Sohn und deine Mutter, die ich 1951 heiratete, profitierten bis in die 1950er Jahre hinein von seinem ungebrochenen Lebenswillen und seiner alles umspannenden Pfiffigkeit: sie mussten zumindest nicht hungern!

Bereits 1952 und viel zu früh wurde er endgültig von seinem Schöpfer abberufen; bis zuletzt war er bei unserer Familie beliebt und verehrt. Es ist so schade, dass du ihn nicht mehr kennenlernen konntest!

Köln hatte ihm das Leben leichter gemacht, wenngleich er hier auch gelernt hatte, dass das Eintreten für Recht und Gerechtigkeit und der Widerstand gegen widrige Obrigkeiten da eine Grenze hat, wo sie das nackte (Über-)Leben selbst in höchste Gefahr bringt.

So gesehen, wäre er ein typisches Kind der Wirtschaftswunderzeit geworden, hätte er nur die Gelegenheit gehabt, sein Geschick und seine Wendigkeit (trotz Behinderung) unter demokratischen Verhältnissen, ohne Gefahr für Leib und Leben, auszubauen.

Opa ist ein Vorbild für all jene, die es nicht wagen, zu leben, die sich nicht trauen, weil das Leben ihnen immer wieder „Steine“ in den Weg legt.

Opa hatte Widerstand geübt, nicht den großen, von dem man heute auf feierlichen Pflichtveranstaltungen hört. Er übte den Widerstand des „kleinen“¹⁴ Mannes.“

¹⁴ In Opas Fall: Im wahrsten Sinne des Wortes.

Hilfskette



Wehrmacht.¹

1941 war ich 18 Jahre alt.

Ich wurde in diesem Jahr zum Luftnachrichtentruppe „Zerstörergeschwader Horst Wessel ZG 26“ eingezogen.²

¹ Begleitende Information zum Zeitgeschehen durch das Zitieren von Quellen im Internet:

URL: <https://de.wikipedia.org/wiki/Wolhynien> und https://de.wikipedia.org/wiki/Massaker_in_Wolhynien_und_Ostgalizien. Status: 02.01.2021.

² „Das Zerstörergeschwader 26 ‚Horst Wessel‘ (ZG 26) war ein Traditionsgeschwader der Luftwaffe im Zweiten Weltkrieg. Es ging aus dem 1935 aufgestellten Jagdgeschwader 134 (JG 134) hervor, das 1936 den Beinamen ‚Horst Wessel‘ erhielt. Dieser wurde nach seinem gewaltsamen Tod am 23. Februar 1930 als Mitglied der SA, einer paramilitärischen Kampforganisation der NSDAP, von den Nationalsozialisten zum ‚Märtyrer der Bewegung‘ verklärt. [...] Am 1. Mai 1939 erhielt das Geschwader die endgültige Bezeichnung ‚Zerstörergeschwader 26 Horst Wessel‘ (ZG 26 ‚Horst Wessel‘). Während der Zeit des Überfalls auf Polen war der gesamte Verband im Westen stationiert und diente dort der Luftverteidigung, unter anderem über der Deutschen Bucht.[...] Das Geschwader nahm 1940 am Feldzug gegen Frankreich teil, ein größerer Teil lag dabei einige Wochen in Rouen, und beteiligte sich 1940/1941 an den Luftangriffen auf Großbritannien. Der Stab lag dabei 1940 längere Zeit in Lille-Nord. 1941 erfolgten Einsätze an der Ostfront und nach 1941 zum Teil in Italien und Afrika.[...] Zur Verstärkung der Reichsverteidigung wurde im Sommer 1943 [...] aus dem Stab des ZG 2, der III./ZG 26 und III./ZG 1 in Wunstorf und Bad Lippspringe ein neues Zerstörergeschwader 26 aufgestellt. Das ZG 26 verlegte im März 1944 nach Königsberg in der Neumark. Zitieren von Quellen im Internet (Wikipedia). URL:

Das hieß am Ende, Abmarsch nach Russland.

Ich war also Funker, meist in der Nähe oder auch vor der Front, zur Aufklärung der Lage. Später, als ich Familie hatte, hatte ich auf eure Rückfragen immer nur erwähnt, dass ich als Funker hinter der Front eingesetzt worden wäre.

Das hatte dazu beigetragen, dass weniger unangenehme Nachfragen aufkamen.

[*Vater schmunzelt leise...*, Hinzuf. d. Verf.]

Im Grunde war im Juni 1941 unser Ziel die Eroberung der Sowjetunion. Dabei war der Wehrmacht jedes Mittel recht.

Auf dem Weg dorthin überfielen wir auch die Länder „davor“, insbesondere die Ukraine.

Ich will die verbleibende Zeit nicht damit vergeuden, dich hier zu sehr mit den vielen Details zu langweilen. Aber eins war auch mir klar, wir führten einen klaren Vernichtungskrieg.

Alles, was sich uns in den Weg stellte, wurde niedergemacht.

Als sogenannte Begleiterscheinung (ein zynisches Wort in diesem Zusammenhang), gab es Massaker

https://de.wikipedia.org/wiki/Zerstörergeschwader_26_„Horst_Wessel“.

an der Zivilbevölkerung, insbesondere wenn sie Juden waren.

Unter unseren Augen, wenn wir bereits Gebiete erobert hatten, nahmen uns ukrainische Nationalisten die „Drecksarbeit“ ab und übernahmen das Töten für uns.

Wir kamen inzwischen nach Wolhynien und machten es zum Teil des „Reichskommissariats Ukraine“.

Zunächst hatte die Bevölkerung die deutsche Besatzung als Befreiungsaktion verstanden. Denn sie litt erheblich unter der sowjetischen Unterdrückung. Insbesondere die, die die Ukraine als unabhängigen Staat befürworteten, erhofften sich von uns die Unterstützung der Unabhängigkeit von der Sowjetmacht.

Es waren sogar ukrainische Truppeneinheiten bei unseren Eroberungen dabei gewesen, ich konnte sie an ihren Uniformen erkennen.

Diese Kräfte bekamen sogar eine Zeitlang die Freiräume, um eigene staatliche und gesellschaftliche Strukturen aufzubauen, z.B. eigene Polizeieinheiten, bestimmte Posten in der Lokalverwaltung oder ein neu aufgestelltes Schulwesen.

Gleichzeitig beteiligten sich diese national eingestellten Ukrainer vehement an den Pogromen gegen die jüdische Bevölkerung.

Natürlich haben unsere Leute diese Zusammenarbeit mit den Ukrainern nur als Mittel zum Zweck angesehen, sie waren bessere Erfüllungsgehilfen und bald schon zerplatzten die Träume dieser Freischärler. Überdies sah man sie als Teil eines Volkes, „*das in jeder Hinsicht minder-wertig ist...*“³

Später wurden diese vermeintlichen Freiheitskämpfer von unseren Leuten in Konzentrationslagern entsorgt.⁴

Auf jeden Fall gab es eine Reihe von Massakern, von denen ich weiß und wir als Luftnachrichtentruppe hatten oft die Aufgabe, hinter den Vernichtungseinheiten hinterher zu „arbeiten“, indem wir den „Vorarbeitern“ den Rücken stärkten und die Kommunikation sicherstellten.

Dadurch sah ich die Ergebnisse in den Dörfern und Städten der Region.

³ Zitiert n. Kappeler, Andreas: Kleine Geschichte der Ukraine. 2. aktualisierte Aufl., C.H. Beck, München 2000.

⁴ „...Die [...] Verhaftungen und auch Erschießungen von Funktionären und Angehörigen [...] ließen ukrainischerseits die Bereitschaft zur weiteren Zusammenarbeit mit den Deutschen im Reichskommissariat rasch absinken [...] und in einem Flugblatt vom Februar 1943 [stand, Hinzuf. d. Verf.], dass sich „(d)ie Ukraine ... gegenwärtig zwischen Hammer und Amboß zweier feindlicher Imperialisten, Moskaus und Berlins [befindet]“ [...] Daraus wurde als ‚unwiderrufliche Forderung für das ukrainische Volk [...] der Kampf gegen beide Imperialismen‘ abgeleitet.“ **Ebd. Kappler.**

Oft war kein einziger Einwohner der kleinen bäuerlichen Ansiedlungen übrig bzw. am Leben.

Oft waren wir in kleinen Trupps auch nach diesen Aktionen noch einmal vor Ort, um evtl. übriggebliebene versteckte Personen aufzuspüren und zu melden.

So kam es, dass ich eines Tages mit einer Handvoll Soldaten durch eine kleine Bauernansiedlung in der Nähe von Wolhynien namens Zoryane „patrouillierte“ und es kam vor, dass ich ganz alleine durch Häuser oder Hütten lief, um nach Überlebenden zu suchen.

Eines Tages, ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen, es war ein Dienstag und das Wetter war ausnahmsweise sehr schön.

Ich durchstreifte gerade ein uraltes Fachwerkhaus auf einem Hofgelände, das im hinteren Bereich einen kleinen Gemüsegarten hatte, als ich in einem Schrank in der Küche ein Geräusch hörte.

Nun gab es oft Ratten oder auch Schweine, die zurückgeblieben waren und sich noch in solchen Häusern aufhielten.

Mit vorsichtigen Schritten und meinem Gewehr im Anschlag näherte ich mich diesem vermaledeiten Schrank. Ich musste acht geben, denn wenn sich tatsächlich dort jemand versteckt hielt, konnte es für mich gefährlich enden.

Ich öffnete also vorsichtig die Türe, mit dem Gewehr im Anschlag, und erblickte im Halbdunkel einen ca. 18-jährigen Jungen, der dort zitternd im Schrank kauerte. Er hatte solche Angst, dass er laut wimmerte.

Es war der hübscheste Junge, den ich je gesehen hatte. Obwohl er angstverzerrt schaute, glich sein Gesicht einem engelgleichen Geschöpf.

Die Zeit schien still zu stehen. Vielleicht kennst du Momente wie diese. Alles um dich herum existiert plötzlich nicht mehr. Der Fokus des ganzen Körpers und der Seele liegt alleine in diesem Augenblick.

Die Gefahr schien sich aufgelöst zu haben, die Angst war plötzlich gewichen. Ich musste mich stark zusammenreißen, um nicht augenblicklich zusammenzubrechen.

Ohne lange zu überlegen, legte ich meine Waffe wie von selbst nieder und ergriff den Jungen an seinem Arm und zog ihn vorsichtig langsam aus dem Schrank heraus.

Mit großer Angst, aber durch den Schock der Entdeckung handlungsunfähig, ließ er alles geschehen, ohne sich zu wehren.

Seine tiefbraunen Augen trafen die meinen und ein unglaublich warmes Gefühl durchzog meinen ganzen Körper. Ich lächelte ihn an und gab mit

Gesten zu verstehen, dass ich ihm nichts anhaben wollte.

Schon in diesem ersten Moment spürte ich eine seelische Verbundenheit, die uns beide in diesem Augenblick erfasste. Die Angst wich auf beiden Seiten und eine unerklärliche Vertrautheit erfasste meine Seele.

Nun fragst du dich, wie das alles sein kann? Ein Mann, der sein Leben als heterosexueller Mann führte, Familie hat und niemals dachte irgendjemand an „so etwas“!

Das stimmt. Der erste, dem es genauso ging, war natürlich ich selbst. Ich wusste nicht, wie mir geschah. Ich hatte nie vor diesem Erlebnis an Jungen oder Männer gedacht.

Wie von selbst und quasi „natürlich“ hatte ich mich immer für das andere Geschlecht interessiert. Gut, ich hatte hübsche Jungs gesehen oder kennengelernt und ihre Schönheit wahrgenommen und bewundert. Aber eine erotische Komponente hatte das nie. Zumindest war es mir nie bewusst.

Es war eben das Udenkbare. So etwas gab es einfach nicht in meiner Welt. Ich hatte davon gehört, schließlich bin ich in der Weimarer Zeit groß geworden, da wurde das bereits hier und da in großen Städten wie Köln und Berlin sichtbar.

Aber in meinem Umfeld war ein solches Thema tabu.

So war ich sozusagen unbeleckt und naiv, als ich Vasili an diesem schönen Wintermorgen begegnete.

Ja, ich hatte mit meiner Hand auf mich selbst gedeutet und meinen Namen ausgesprochen: ‚Ich heiße Kurt, Kurt, Kurt‘, stammelte ich.

Vasili verstand sofort und sagte: „ Ich heiße Vasili“.

Vasili sprach ein bisschen Deutsch, später fand ich heraus, dass er Jude war und Jiddish sprach, das ja eine deutsche Sprachvariante war.

Vasili heißt „königlich“ und dieses Gefühl hatte ich von ihm. Trotz seiner abgerissenen und schmutzigen Kleidung, die durch tagelanges Verstecken entsprechend gelitten hatte, strahlte dieser junge Mensch durch die schmutzige Fassade hindurch. Ich hatte das Gefühl, dass er von innen leuchtete.

Ich war wie geblendet. Die Zeit stand still, alles lief wie in Zeitlupe ab. Meine Knie zitterten vor Erregung und ich hatte das Gefühl, jeden Augenblick zusammenzusinken.

Was war los mit mir? War ich irre? Wie konnte das sein? Ich hatte nie für möglich gehalten, dass mich ein männliches Wesen so erfassen könnte.

Es war der Moment, der alles zu verändern schien.
Ich hatte das Gefühl, neu geboren zu werden.

Es war eben nicht die „normale“ Art der Verliebtheit, hinzu kam das Außergewöhnliche, das Neue, eine Erweckung mitten im Krieg, im Chaos. Der Tod und das Leid standen unmittelbar vor der Türe, im wahrsten Sinne.

Wir fielen uns in die Arme. Wir vergaßen die Gefahr, den Tod, das Leid.

Wir küssten uns und es öffnete sich für mich der Himmel. Es war mir plötzlich alles egal. Hättest du mich gefragt, ob ich Angst hätte, zu sterben, hätte ich gesagt, nein. Ja, ich wäre lieber sofort gestorben, als diesen Moment zu verpassen. Es ging auch gar nicht.

Das Schicksal nahm mit uns seinen Lauf. In großer Intensität sanken wir auf den Boden, der gerade unter uns war. Wir dachten nicht an die Polsterung eines warmen Bettes oder an die sanft im Wind wiegenden Grashalme einer Frühlingswiese.

Wir liebten uns an Ort und Stelle. So wie wir waren, in all dem Dreck und Elend, das uns umgab.

Ich denke, dass dieser Moment ein evolutionärer Moment ist! Alles um diesen Vorgang wird ausgeblendet, das Adrenalin schafft Sicherheit, die nicht da ist, schafft Kraft, die nicht vorhanden ist und schafft Zukunft, die nicht gegeben ist.

Es ist der Moment. Sinn des Lebens, Arterhalt, wenn auch in unserem Falle indirekt, das Wunder des Einsseins. Ich erlebte diesen Augenblick in dieser Intensität und Ursprünglichkeit in dieser Weise das erste Mal in meinem Leben und du wirst dich sehr wundern, wahrscheinlich in dieser Form auch nie wieder. Jetzt sowieso nicht. Ich werde bald sterben.

Deshalb wusste ich, als ich langsam wieder zu mir kam, dass jetzt alles anders war. Ich wusste, ich musste etwas tun, um diesen Moment zu erhalten, ja zu retten.

Aber was konnte ich tun? Mir wurde plötzlich bewusst, wo ich mich befand...

Ich war mitten in einem Krieg. Ich hatte die Aufgabe zu töten, ich durfte das alles nicht; weder Kontakt mit einem Einheimischen (sprich Opfer) zu haben, geschweige denn mit ihm zu fraternisieren oder sogar zu „kopulieren“.

Mein Kopf schwirrte. Ich war hemmungslos überfordert. Plötzlich musste ich für zwei denken.

Wie konnte ich ihn retten? Wie konnte ich mich retten?

Langsam fing sich die Welt wieder an zu drehen, die Zeit begann, weiterzulaufen. Genauso langsam erwachte ich aus meinem doch sehr realen Traum.

Wir unterhielten uns. Er war gerade 18 Jahre geworden, so wie ich. Der Krieg hatte alles für ihn verändert. Seine ganze Familie war ermordet worden. Er hatte nur überlebt, weil er während des Pogroms im Wald Holz sammelte.

Er hatte die Schreie gehört und sich zwei Tage versteckt. Erst danach traute er sich in sein Haus zurück.

Seine Familie lag ermordet genau dort, wo die Nazischerger sie erwischt hatten.

Vater, Mutter und fünf Geschwister. Auch seine 80-jährige Oma war unter den Opfern.

Voller Verzweiflung und ohne Idee, was er tun sollte, hatte er weitere zwei Tage ausgeharrt, bis er mich ins Haus kommen sah.

Mein Sohn, diese Begegnung hatte alles verändert. Sie hat mein Leben neu erfunden, ich war jemand völlig anders, aber zum ersten Mal in meinem jungen Leben hatte ich das Gefühl, ich selbst zu sein.

Dieses Gefühl war archaisch und tiefgreifend, es erfüllte jeden Winkel meines Seins.

Hätte ich dafür sterben müssen, hätte ich es freiwillig getan. Ich wurde unverwundbar, stark wie ein Bär.

,Ich war gekommen, um so jemand wie Vasili zu töten und am Ende landete ich in seinen Armen.'

Und so entschied ich mich nun, zu handeln.

Der Entschluss.

Ich wollte Vasili retten, aber wie? Wie sollte das gehen?

Eine Flucht zusammen mit ihm war unrealistisch. Wir hätten es niemals geschafft. Wohin auch?

Eine Flucht über das Schwarze Meer, um z.B. in die Türkei zu gelangen, wäre viel zu weit und zu gefährlich gewesen, zumal im Winter.

Die andere Richtung hätte durch Polen an die Ostsee geführt und auch das war nicht machbar.

So gab es nur die Flucht nach vorn.

Ich hatte einen Kompaniechef, den ich aus meiner Ausbildungszeit in Gütersloh kannte. Wir waren Freunde geworden und vertrauten uns blind.

Obwohl er, wie ich, ein Soldat des Dritten Reichs war und die Aufgabe hatte, Gräueltaten zu vollbringen, war er im Grunde seines Herzens kein sadistischer Mörder, so wie viele andere in der Wehrmacht.

So hoffte ich auf ihn. Er vertraute mir und ich ihm. Es war eine Chance und zwar die einzige und letzte.

Das alles erklärte ich Vasili, der natürlich große Bedenken hatte, sich dem Belzebug selbst auszu-

liefern. Aber er vertraute mir und stimmte schließlich zu. Ich versprach ihm, zunächst aus Sicherheitsgründen nicht seinen Aufenthaltsort zu verraten.

Nun kam der erste Abschied, schneller, als gedacht.

Vasili weinte und ich schloss mich ihm nahtlos an. Ein Moment, der ewig schien und doch nur wenige Minuten dauerte. Für uns hatte die Zeit stillgestanden und doch war eine ganze Stunde vergangen.

Ich lief zurück zu meinem Militärfahrzeug und fuhr zur Basis zurück.

Mein Herz schlug wie ein schwerer Stein in meiner Brust, ich schwitzte, obwohl es bitterkalt war und das Gefühl der Angst und Ungewissheit war so stark, wie ich es nie wieder erlebt habe.

In der Ferne waren unsere Zelte schon zu sehen. Es herrschte rege Geschäftigkeit. Fahrzeuge kamen und gingen, Soldaten liefen hin und her.

Der Moment der Wahrheit rückte näher. Wieder begann sich die Zeit zu verlangsamen, die Außengeräusche wurden dumpfer, von Kälte oder Wärme war nichts mehr zu spüren.

Ich funktionierte nur noch, wie ein Roboter ging ich zum Kommandostand im Hauptzelt und trat ein.

Hauptmann Idaczyk stand an einem großen Tisch in der Mitte des Raumes und besprach sich mit seinen Adjutanten. Alle hatten ihre Köpfe über einer großen Karte der Gegend gebeugt und diskutierten etwas.

Im Moment meines Eintritts drehten sich alle Köpfe um und schauten mich an.

„Hauptmann Idaczyk, ich habe eine Meldung zu machen, dürfte ich Sie alleine sprechen? Es ist vertraulich!“, sagte ich noch.

Ohne wirklich zu begreifen, was ich da tat, stieg eine unwirkliche Stärke in mir hoch, das Adrenalin ließ alles herum vergessen, die Stimmen der anderen waren nur noch wie unter Wasser zu hören. Temperatur und Außengeräusche nahm ich nicht mehr wahr. Wie in einem Tunnel spielte sich eine surreale Szene ab. Ich dachte nur: „Alles oder nichts!“

Hauptmann Idaczyk lächelte und sagte: „Du hast wohl einen Schatz gefunden?!“

Ich begriff zunächst nicht, was er meinte, fühlte mich aber gleichzeitig unglaublich ertappt. Ich dachte, er weiß alles! Wie konnte das sein? Wie konnte er wissen, dass ich den Schatz meines Lebens gehoben hatte?

Kaum hatte ich diesen Gedanken beiseite geschoben, wurde mir klar, dass es ein Zufall sein musste.

„Was meinen Sie?“

„Du schaust so glücklich aus, hast du wieder den armen Ukrainern den Garaus gemacht?“

Alle lachten und drehten sich wieder zu mir um.

Was sollte ich jetzt antworten? Ohne aufzufallen, ohne etwa rot zu werden oder ins Stottern zu geraten? Ein Moment, in dem wiederum die Zeit still zu stehen schien.

Ohne zu überlegen, sagte ich dann: „Der Schatz ist gehoben!“

Alle lachten und das Thema war durch.

Hauptmann Idaczyk nahm seine Hand, legte sie auf meinen Rücken und schob mich sanft in Richtung seines Privatraumes.

Er öffnete die Tür des eingebauten Containers und schloss sie gleich wieder hinter uns.

Zusammen



Hauptmann Idaczyk.

Hauptmann Roland Idaczyk war ein schöner, junger Mann von 29 Jahren. Er war älter als ich und ich hatte ihn schon zur Ausbildungszeit in Gütersloh für seine körperliche und charakterliche Stärke bewundert.

Er hatte ein sanftes Gemüt, konnte sich aber auch sehr stark disziplinieren und seine Wünsche gut und gerne durchsetzen.

Dabei war er jedoch nie brutal, gemein oder sadistisch wie viele andere, die sich durch den Aufstieg in dieser Armee zu etwas Besserem berufen fühlten und ihre neugewonnene Stärke und Position gegen unter ihnen stehende ausnutzten und ihre Stellung gerne einmal missbrauchten.

Roland war anders. Aus heutiger Sicht könnte er schwul gewesen sein, trachtete dann aber energisch danach, es niemanden wissen zu lassen.

Hätte jemand erfahren, dass ein Angehöriger der Wehrmacht ein schwuler Soldat gewesen wäre, wäre dieser sofort standrechtlich erschossen worden.

Homosexualität im Dritten Reich bedeutete Tod oder besser Hinrichtung.

Da war es klar, dass Roland, wenn es denn so gewesen wäre, alles tat, um das Gegenteil, was auch immer das sei, zu bekräftigen.

Roland bat mich, Platz zu nehmen. Wahrscheinlich rechnete er mit einer lapidaren Meldung, etwa, dass ich nichts weiter festgestellt hatte bei meiner Patrouille am Rande des Nirgendwo.

Ich kam direkt zur Sache:

„Roland, ich muss dich um deine Hilfe bitten“, sagte ich mit bebender Stimme. „Ich möchte jemand, der mir viel bedeutet, aus dieser Hölle retten! Kannst du dir vorstellen, dass du das für mich tun kannst?“

Roland stutzte, aber sein Gesicht verriet Neugier und Wohlwollen.

Dann sagte er etwas, was meinen Atem stocken ließ: „Wie heißt er denn?“

In mir kochte Verzweiflung und Hoffnung gleichzeitig hoch. Was, er wusste es? Wie kann das wieder sein? Bin ich so transparent und vorhersehbar?

„Wir kennen uns doch!“, schob er nach, „wir sind doch Freunde und wir wissen beide, dass wir schönen Dingen nicht abgeneigt sind!“. Bei dem Wort „Dinge“ zuckte ich zusammen, wusste aber, wie er das meinte. Wir konnten die „Dinge“ nicht wirklich aussprechen, deshalb nannten wir sie eben so.

„Ja“, sagte ich, „das ist wahr“. „Wir haben nur noch nie darüber gesprochen“, antwortete ich. „Das war nie nötig“, kam zurück. „Sag mir einfach, wo er ist und ich sehe, was ich machen kann!“

Das einzige, was ich noch sagen konnte, war „Danke, Roland!“.

Roland lächelte und sagte noch: „In einem Leben danach will ich dir noch in die Augen blicken können, hätte ich das alles früher gewusst und wären wir im Frieden in alten Zeiten“, sagte er plötzlich, „wäre ich dein Schatz geworden!“

Beschämt lächelte ich zurück, war jedoch wieder einmal von der Wucht dieser Aussage völlig überwältigt und konnte nur noch einmal ein „Danke“ herauspressen.

Er erklärte mir dann noch, was er vorhatte.

Er würde Vasili in seinem Fachwerkhaus persönlich abholen, als seinen Assistenten mit einer Wehrmachtsuniform versehen und dann auf einen Truppentransport nach Polen an die Ostseeküste schicken. Dort wäre er allerdings auf sich allein gestellt sein, denn eine Überfahrt nach Skandinavien könnte er von hier aus nicht organisieren. Er gäbe Vasili allerdings eine Adresse eines alten Freundes dort in einem Küstenort mit, der sich mit Sicherheit darum kümmern könnte.

Wie genau er das alles bewerkstelligen wollte, konnte ich nicht mehr weiter wahrnehmen, mein Gehirn schaltete ab, es war alles zu viel. Da ich ihm blindlings vertraute, ließ ich es gut sein und verabschiedete mich mit einer Geste der Vertrautheit und Dankbarkeit.

Erstes Wiedersehen und Abschied.

Ich fuhr zum Fachwerkhaus zurück. Vasili wartete schon, denn ich hatte ihm gesagt, wie lange es dauern könnte.

Mit großen Augen wartete er darauf, dass ich endlich erzählen würde.

Ich berichtete ihm von dem Plan meines Hauptmannes und obwohl das alles völlig unwahrscheinlich, fast märchenhaft klang, war er sofort einverstanden. Was für eine Wahl hatte er denn auch, als mir und Roland völlig zu vertrauen?

Vertrauen im Krieg war ja etwas, dass es eigentlich nicht mehr gab. Niemand vertraute niemandem mehr. Alles war anders.

Auf der anderen Seite blieb den Menschen nichts anderes übrig, als in ihrer Verzweiflung nach dem zu greifen, was sich ihnen, manchmal im Antlitz des Teufels, bot.

Nur wer viel Glück hatte, konnte hoffen. Wie viele derjenigen, die wir vernichtet hatten, die ins Gas gegangen waren. Auch sie hatten sich ins Unvermeidliche ergeben müssen. Sie waren hoch erhobenen Hauptes in die Gaskammern gegangen, auch deshalb, weil sie uns Deutschen insoweit „vertraut“ hatten, dass sie sich nie hatten vorstellen können, dass Menschen andere in Gaskammern schicken würden.

Vasili vertraute mir und somit auch Roland. Was blieb ihm auch sonst übrig?

Ich sagte ihm, ich würde ihn nach Deutschland holen, wenn der Krieg vorbei sei. Wie lange das dauern würde, wusste niemand. Aber dass er enden würde, war unsere Hoffnung.

Bis dato hatte ich darauf gehofft, ja es mir gar nicht anders vorstellen können, dass der Endsieg naturgegeben kommen würde.

Nun hatte sich alles verändert. Zum ersten Mal hoffte ich auf ein Ende des Krieges, aber ohne einen Endsieg. Denn ein tausendjähriges Reich unter der Weltherrschaft Deutschlands hätte ja bedeutet, dass Menschen, wie wir es waren, vernichtet werden würden. Das wusste ich, auch wenn es nie jemand konkret ausgesprochen hatte.

Auch wenn dieses Ende des Krieges noch dauern würde, vielleicht auch Jahre, was wäre das gegen den Verlust eines geliebten Menschen? Ich würde warten, wenn sein musste, für immer.

Vasili hatte keine Wahl nachzudenken, es gab nur diese Chance. Er nahm sie an und das war das letzte Mal, dass ich ihn sah.

Ich träume noch heute, dass er vielleicht doch noch lebt. Jetzt werde ich ihn nur noch im Herzen mitnehmen können. Vielleicht sehe ich ihn ja doch wieder, da oben...

Das innere Auge



Verschollen.

Vasili wurde abgeholt und Roland berichtete, dass er mit einer Truppenverlegung an die Ostsee mit anderen Soldaten mitgenommen worden war.

Roland hatte sich in den darauffolgenden Tagen immer wieder nach Vasili erkundigt, denn in dieser Truppe war ein Freund von Roland leitender Kommandant, so dass Vasili unter guter Aufsicht war.

Was für ein Glück, eine Hilfskette hatte sich gebildet, die ein Leben rettete. Wie viele Ketten dieser Art mag es noch gegeben haben und wie viele Ketten mehr hätte es geben können, wenn die Menschen mehr Mut und Menschlichkeit gehabt hätten?

Das Warten auf Nachrichten von Roland war unerträglich und zerrte stark an meinen Nerven. Ich wäre am liebsten desertiert und einfach hinter ihm hergelaufen.

Ich haderte mit dieser Abhängigkeit, in der ich mich fühlte. Ich war nun fremdgesteuert und alles war anders. Nichts hatte mehr die Bedeutung, die es vorher hatte.

Bei meinen Patrouillen hoffte ich schon, dass mir niemand mehr begegnete, ich war traumatisiert. Alles, woran ich je geglaubt hatte und was den Sinn meines Lebens auszumachen schien, war wie ein Kartenhaus in sich zusammengefallen.

Ich stellte plötzlich alles in Frage. Was tat Deutschland in Russland, was in der Ukraine? Warum wurden Menschen getötet, die niemandem etwas getan hatten? Was war mit den Juden, warum waren sie uns so verhasst?

Was war aus meinem Vaterland geworden? Warum das alles? Und was mit mir los? War ich schwul? Und warum? Oder war es nur eine Phase, eine besondere Situation im Krieg und der daraus erfolgten Verwirrung? Was war mit Frauen? Und mit Familie?

Ich hatte keine Antworten, noch nicht.

All diese Gedanken waren mir letztendlich aber egal. Ich fühlte nur noch. Diese Gefühle waren da und ganz unwillkürlich spürte ich, dass sie echt und berechtigt waren. Sie waren das Leben, sie waren ich.

So hatte mich all das unglaublich verwirrt, ja förmlich in einen tiefen Abgrund gerissen, aber nur dadurch begriff ich langsam, worum es im Leben geht, es geht um Wahrheit und um Liebe. Nur diese beiden Dinge zählen. Alles andere spielt keine Rolle. So hat mich Vasili zu dem gemacht, was ich später war und heute noch bin.

Nun wirst du fragen, was das alles für dich bedeutet.

Wir waren offenbar alle in unserer Familienlinie in irgendeiner Form anders als die anderen.

Schon im Jahre 1589 wurde in Pölich an der Mosel, wo unsere Stammlinie von meiner Seite her stammt, ein Vorfahr als Ketzer verbrannt. Das weiß man, weil im Zentralarchiv in Koblenz eine 80-seitige Prozessakte dieses Ketzerprozesses existiert. Lesen konnte ich diese Akte nicht, da sie in sehr alter „Kringelschrift“ verfasst ist.

Eine Transkription wäre teuer, aber oft auch textmäßig wenig verständlich geblieben. In der Regel ging es bei Hexen- und Ketzerprozessen immer um den Vorwurf des Schadzaubers. Vielleicht war unser Vorfahr aber auch schwul, wer weiß das schon?

Dann kam, soweit wir das jetzt wissen, mein Vater, dein Opa, an die „Reihe“, diesmal mit einer körperlichen Behinderung, die ihn zu etwas Besonderem machte.

Dann kam ich mit „meiner“ Vasili-Geschichte und zu guter Letzt kommst du ins Boot, der du, wahrscheinlich als erster und einziger unser Stammlinie, deine eigene Identität all dem hinzugefügt und sie von Anfang an offen und ehrlich gelebt hast.

Ein langer Weg eines transfamiliären Coming-Outs, über Generationen bis heute, zur vollen rechtlichen Gleichstellung.

Du bist der erste, der verheiratet ist und ohne Angst und Lebensbedrohung seine Identität frei leben kann, wie du es möchtest.

Ich war nur ein winziger Baustein auf diesem Weg und darauf bin ich trotzdem unendlich stolz.

Zurück zu dir:

Das eine (ich meine damit Schwulsein) schließt das andere (Heterosein) nicht aus.

Ich hatte mich dann später nach Kriegsende für deine Mutter entschieden, weil es auch wieder einfach so kam. Ich hatte keine Ausschließlichkeitsgefühle oder dachte, ich könne nur das eine oder das andere.

Das einzige, was ich mir vorwerfen könnte, wäre, dass ich dich nicht genug unterstützt hatte, als du den Weg deiner eigenen Identität gingst.

Ich hatte geschwiegen, um mich selbst abzuschotten, um den Schmerz des Schicksals zu vergessen und nie wieder daran denken zu müssen. Dann kamst du mit einem ähnlichen „Problem“ und alles kochte wieder hoch.

Ich bereue, dass ich nicht früher mit dir darüber geredet hatte. Auch Mutter wusste nichts davon und sie hätte es auch nicht wirklich verkraftet. Ein schwuler Sohn war für sie schon genug.

Aber wer weiß, vielleicht wäre ich heute bereit dafür, denn es ist und bleibt mein Leben, auch wenn es jetzt zu Ende geht.

Vasili blieb verschollen, die Nachrichten rissen spätestens an der Ostseeküste ab.

Eigentlich wollt ich dir den Ausgang ersparen, aber Vasili war letztendlich doch ermordet worden.

Mein Freund Roland hatte ihn nicht mehr schützen können. Sein Arm war nicht lang genug gewesen.

Vasili, wie ich später erfuhr, wurde auf dem Weg zu einer Fähre nach Skandinavien auf offener Straße erschossen. Patrouillierende SS-Männer hatten ihn angehalten und seine Papiere gefordert. Vasili bekam es mit der Angst zu tun, denn natürlich hatte er keine Papiere. Er lief in Panik davon und wurde hinterrücks ermordet.

Mein Herz schien still zu stehen, wieder blieb auch die Zeit stehen und ich hatte einen Tunnelblick, als käme mich der Sensenmann persönlich abholen.

Die Welt brach für mich zusammen. Das, was Vasili bei mir ausgelöst hatte, hatte schon meine „alte Welt“ zum Einsturz gebracht, nun brach die neue Welt bereits wieder zusammen.

1945 geriet ich in britische Gefangenschaft. Ich war völlig am Ende und wartete nur noch auf meine Hinrichtung (wie ich dachte). Niemand wusste, was

die Briten mit uns machen würden. Ich rechnete mit dem Tod durch den Strang.

Ehrlich gesagt, damals war es mir fast egal. Ich träumte davon, mit Vasili wiedervereint zu werden.

Aber das Schicksal hatte andere Pläne, ich wurde bald darauf schon entlassen, warum und wieso erklärte mir niemand.

Ich brach nach Hause auf und schon bald darauf traf ich deine Mutter, aber das ist eine andere Geschichte und dafür bleibt nun keine Zeit mehr.

Flucht.

Meine Flucht aus der Ukraine mit Hilfe meiner Feinde war sehr aufregend.

Wir fuhren bei Nacht in einem langen Konvoi. Ich konnte die Fahrzeuge nicht zählen. Da Polen besetzt war, drohte wohl von außen keine Gefahr.

Hauptmann Roland hatte mir eine einigermaßen passende Wehrmachtsuniform mitgegeben und ich fühlte mich zwar darin sicher, aber die Vorstellung, in der Uniform meiner potentiellen Schlächter zu reisen, machte mich sehr nervös.

Die Soldaten des Zuges, mit dem ich reiste, waren alle sehr jung. Man konnte ihnen an den Gesichtern und ihren Haltungen ansehen, was sie bereits in ihren jungen Jahren durchgemacht haben mussten.

Niemand fragte, wer ich war. Deutsche Soldaten gehorchten ihren Vorgesetzten und wenn die sagten, wir haben einen Mitreisenden, so fragten sie nicht nach. Dazu waren sie auch zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Wie ich hören konnte, war der Zug unterwegs zum Militärhafen Gdingen an der Ostsee. Dort sollte der Hafen weiter verstärkt und ausgebaut werden.

Meine Gedanken kreisten um das, was mich dort erwarten würde. Würde ich ein Schiff ergattern, das

mich aus Polen wegbrachte und wohin würde die Reise gehen?

Ich war noch nie aus meinem Dorf weg gewesen, mir war das alles so fremd.

Die Welt kam mir wie ein großer Albtraum vor, es war alles irgendwie unreal. Überall war Militär zu sehen. Die Straßen waren voller Matsch und Schlamm, es regnete unentwegt.

Das Wichtigste war, ich bekam etwas zu trinken und zu essen. Die Feldverpflegung war einigermaßen genießbar und ich war glücklich, in vermeintlicher Sicherheit zu sein. Was kann skurriler sein, als mit dem Feind das Feindesland verlassen zu können. Ich kam mir vor wie in einem trojanischen Pferd!

Die Erinnerung an Kurt ließ mich das alles durchhalten. Diese ständige große Angst im Inneren, die Bauchschmerzen und die große Anspannung waren kaum auszuhalten. Aber die Begegnung mit Kurt hielt mich am Leben. Wahrscheinlich hätte ich sonst aufgegeben oder mich selbst erschossen.

Nun sah die Welt rosig und warm aus, obwohl sie grau und kalt war. Was kann die Liebe nur alles bewirken! Sie war mein Lebenselixir, meine Rettung. Aber das wusste ich noch nicht, noch war ich unterwegs, es konnte noch so viel passieren!

Die Strecke nach Gdingen (heute Gdynia) war ca. 1.500 KM lang und brauchte seine Zeit mit all den

Militärfahrzeugen, die ja doch nur langsam vorankamen. Es war eine Fahrt über drei lange Tage.

Unterwegs wurde am Straßenrand Rast gemacht und nachts schlugen wir unser Lager in Militärposten am Rande der Strecke auf. Polen war seit 1939 besetzt und so war die militärische Infrastruktur vorhanden.

Ein andauerndes Geruckel und Geschaukel in unserem Jeep-artigen Fahrzeug machte mir zu schaffen. Ich war so etwas nicht gewöhnt, da ich noch nie in meinem Leben Auto gefahren war, nur unseren Trecker zur Feldarbeit hatte ich regelmäßig gefahren. Auch der ruckelte über die Felder, aber das war im Verhältnis nur über kurze Zeiträume gewesen.

Am dritten Tag kamen wir endlich in Gdingen am Hafen an.

Man kann sich nicht vorstellen, was dort los war. Hunderte von Schiffen lagen im Hafen und fuhren in alle Richtungen oder kamen gerade an.

Der Hafen sah noch ziemlich neu und modern aus, war er doch erst 1922 fertig gestellt worden (wie ich viel später erfuhr).

Mein Zugführer nahm mich zur Seite, nachdem wir am Hafen die Fahrzeuge verlassen hatten.

„Wir finden eine Fähre für dich. Im Moment gibt es eine Reihe von Patrouillenschiffe, die bis an die schwedische Küste heranfahren. Ich rede mal mit einem Freund von mir, der hier stationiert ist und diese Schiffe koordiniert.“

Wieder einmal half mir das Schicksal weiter. Die Kette der hilfsbereiten Menschen mitten in diesem Chaos und der Hölle eines Weltkrieges brach nicht ab.

Ich war nicht religiös, aber langsam kam ich ins Grübeln. Wieso hatte ich plötzlich solches Glück? Wer hielt da die Hand über mich? Ich hatte keine Antworten darauf. Ich dachte an Kurt, vielleicht gab mir diese Liebe irgendeine Kraft, die alles Gute anzog?! Wer konnte das sagen, wer konnte es begreifen, aber es geschah!

Plötzlich ging alles ganz schnell. Mein Zugführer kam mit einem Jeep zu mir und rief: „Steig’ ein!“ und schon fuhren wir durch Tausende von Soldaten, die im Hafengebiet hin und herliefen, vorbei an Bussen und gepanzerten Fahrzeugen, vorbei an am Kai liegenden Kriegsschiffen.

Nach ca. einer halben Stunde Fahrt durch dieses Wirrwar erreichten wir ein mittelgroßes Boot ohne entsprechende Militärkennzeichnung, es schien ein privates Boot zu sein. Mein Zugführer erklärte mir, dass es als Patrouillenboot bewusst eine zivile Aufmachung hatte, um nicht gleich beschossen zu werden, wenn es in schwedische Gewässer geriet.

Wir stiegen aus dem Wagen aus und gingen über eine wankende Gangway in dieses Boot hinein. Gleich wurden wir von einem sehr freundlich aussehenden Soldaten abgeholt, eine Rangbezeichnung konnte ich nicht erkennen.

Die Uniformen sahen anders aus, als die meiner „Kameraden“.

Der Soldat, er hieß „Pruskowski“ (was ich merkwürdig fand, schließlich war das ein polnischer und kein deutscher Name) und erklärte mir, dass sie mit ihrem Boot bis an Schweden heranfahren würden und dort eine Aufklärungsmission zu erfüllen hatten. Er könne nicht an der schwedischen Küste einfach so landen, so dass wir versuchen würden, mich mit einem Beiboot in der Nacht an der Küste abzusetzen.

Das alles klang wie Musik in meinen Ohren, aber gleichzeitig fühlte ich große Angst in mir aufsteigen. Der ganze Plan schien aberwitzig zu sein und klang wie ein Agentenroman. Aber ich war sehr jung und mich reizte das Abenteuer, das in meinem Fall aber ein Kampf ums Überleben war.

Eine seltsame Mischung zwischen großer Be-
klommenheit und unbändigem Glücksgefühl erfasste mich. Meine innere Spannung schien mich innerlich zu zerreißen und ich konnte das alles nur schaffen, indem ich die Angst zur Seite schob.

„Mein“ Zugführer verabschiedete sich schon und ich umarmte ihn kurz und sagte ihm Dank.

Wer kennt nicht diesen Moment im Leben, wo alles, was man ist und was man fühlt, in diesem einen Moment zusammengeballt auf der Seele liegt und nach außen dringt. Wo die gesamte Existenz auf dem Spiel stand und mehrere Menschen dein Schicksal geleitet und dir ein Überleben verschafft haben?

Sei es ein Arzt, der dich am Herzen operiert und dir ein neues Leben geschenkt hat oder sei es ein Lebensretter, der dich vor dem Ertrinken gerettet hat?!

Mein Zugführer war einer dieser Menschen, genauso wie Kurt und später Roland. Menschen, die alles, was sie können, für andere tun, die ihr eigenes Leben in Gefahr bringen oder es sogar opfern, um dir zu helfen.

Das sind die Helden unserer Zeit, nein Helden aller Zeiten. Ich hoffte, das sie einst geehrt werden würden, die vielen, die geholfen hatten in diesem Chaos, in dieser Hölle.

Wehmütig winkte ich dem Zugführer noch, der längst mit seinem Fahrzeug auf dem Rückweg in seine Welt war, in der er morden und brandschatzen musste, obwohl auch er nicht wusste, warum das alles geschah, der es auf sich genommen hatte, einen Feind seines Landes, einen minderwertigen Untermenschen wie mich zu retten.

Ob er die Geschichte mit Kurt gewusst hatte? Oder hatte er geholfen, ohne zu fragen? Hatte er einfach aus Freundschaft Roland gegenüber gehandelt? Oder war er nur ein guter Menschenfreund.

All diese Fragen schwirrten durch meinen Kopf und harhten der Antworten, die nicht kamen.

Ich wurde unter Deck geführt und erhielt einen Schlafplatz in einem doppelstöckigen Stockbett. Dort standen 4 andere Stockbetten. Der Raum war stickig und winzig, aber das war mir alles egal.

Ich hatte die Freiheit vor Augen, es würde nur noch ein paar Stunden dauern. Der Bootskapitän mit dem polnischen Namen erklärte mir, dass es mindestens 11 Stunden dauern könnte, bis wir schwedisches Gebiet erreichen würden.

Ich legte mich in meinen Liegeplatz und schlief erst mal ein paar Stunden. Ich war erschöpft wie noch nie. Die Anspannung wich langsam aus meinen Gliedern und jetzt erst spürte ich, was das alles mit mir gemacht hatte.

Das Adrenalin zog sich fürs Erste zurück und entließ mich in einen Zustand, der einem Koma ähnelte und doch im Hintergrund noch wachsam lauerte, damit mir auf den letzten Metern nichts mehr geschehen sollte.

Langsam verschwand die Hölle der Umgebung aus meinem Bewusstsein und ich entglitt in einen schwerelosen Zustand eines sehr tiefen Schlafes...

Ein langer Weg



Abschied vom Vater.

Mein Vater starb zwei Tage später.

Ich hatte das große Glück, neben ihm zu sitzen und ihn zu begleiten.

Der Tod kam auf leisen Sohlen, so wie er es sich gewünscht hatte. Ich fand, dass er es so verdient hatte.

Er hatte alles „gebeichtet“, seine Schuld, die er in Erfüllung seiner Pflichten dem Vaterland gegenüber erfüllen wollte. War er doch zu jung gewesen, das alles von Anfang an zu hinterfragen und zu begreifen.

Er hatte sich selbst entdeckt, das, was unerwartet in ihm war und lange nicht herausgelugt hatte.

Er hatte versucht, jemanden zu retten, wenn auch aus dem Eigennutz der Liebe, aber was ist daran falsch? Die Rettung ist das Wichtige, oder?

Dass er geglaubt hatte, die Rettung von Vasili sei nicht gelungen, war die Tragik seines Lebens. Doch gleichzeitig wandelte sich diese Tragik in ein anderes Glück, der Gründung einer Familie, letztlich auch in meine eigene Existenz auf dieser merkwürdigen Welt.

Letztlich war es so gekommen, wie es sein musste, mein Vater ließ sich nicht in eine Schublade

stecken, er hatte einen Jungen geliebt und doch liebte er später meine Mutter und mich.

Das eine schließt das andere eben nicht aus, es sind Teile eines Ganzen, geprägt von der Welt um uns, die sich in die eine oder andere Richtung bewegen kann und niemals solitär ist.

Es ist die Vielfalt, die uns alle ausmacht, heute mehr denn je.

Hoffen wir, dass sie sich weiter durchsetzt und der Gleichmacherei und Unterdrückung ein Ende setzt!

Überfahrt.

Jemand weckte mich mit militärischem Schliff.

Ein Matrose führte mich zum Oberdeck. Dort stand bereits ein Beiboot auf dem Deck. Lange Seile führten nach oben zu einem Stahlgestell, das sich als Beibootkran herausstellte. Ich konnte keine Details erkennen, es war noch stockdunkel. Alle Lichter auf dem Boot waren gelöscht.

„Die Küste ist direkt vor uns!“, sagte Pruskowski leise. „Du musst jetzt einsteigen.“

Ohne lange überlegen zu können, stieg ich, zusammen mit einem Matrosen, in das Beiboot ein.

Schnell ging es abwärts in die unruhige See. Hätte ich mich nicht sofort festgehalten, wäre ich über Bord gespült worden.

Pruskowski hatte mir vor dem Einsteigen noch eine Schwimmweste übergestreift und mich mit einem freundlichen Lächeln, auf die Schulter klopfend, verabschiedet. „Pass auf dich auf!“, raunte er mir zu. „Du wirst es schaffen!“.

Dichter Nebel behinderte die Sicht auf alles. Der Matrose schien zu wissen, was er tat bzw. in welche Richtung er musste. Seine Bewegungen und Handgriffe wirkten selbstsicher und professionell. Mit ruhiger Hand steuerte er den Außenbordmotor, der leise vor sich hinbrummte.

Natürlich bestand Gefahr, entdeckt zu werden, aber Pruskowski hatte mir erklärt, dass dieser Küstenabschnitt nur spärlich bewacht war, zumindest hatten sie dies bei ihren Patrouillenfahrten festgestellt.

Kaum 20 Minuten später landete er das Beiboot an einem sandigen Küstenabschnitt. Er deutete mir, herauszuspringen und schon war er wieder weg. Er verschwand im Nebel der Nacht.

Ich war völlig auf mich alleine gestellt, zum ersten Mal seit Langem, war ich ganz allein.

Aber ich war aus dem besetzten Teil Europas heraus, die Freiheit war zum Greifen nah.

Nun musste ich aufpassen, nicht von Küstenwache oder Soldaten aufgegriffen und als Spion verhaftet zu werden. Das waren momentan meine ersten Gedanken. Wo sollte ich hingehen, was sollte ich tun?

Bald tauchten im Dunkeln Stimmen auf, die erschreckend schnell näher kamen.

„Don't move, we are coming for help!“¹, riefen diese Stimmen.

Obwohl ich nicht gut Englisch verstand, ahnte ich, was sie meinten. Denn „Help“ versteht, glaube ich, jeder.

¹ „Bewegen Sie sich nicht, wir kommen zu Hilfe!“

Natürlich hatte ich wieder Angst, ob es wirklich Helfer waren, aber was sonst hätte ich tun sollen, als auf das warten, was auf mich zukam.

Eine kleine Gruppe von Soldaten umkreiste mich. Immer wieder sagten sie „Help!“. Sie brachten mich zu einem Militärfahrzeug in der Nähe und wir fuhren ins Ungewisse.

Alleine



Lagerleben.

Nach endlosen Etappen wurde ich von einer schwedischen Hilfsorganisation in ein Flüchtlingslager gebracht. Die Soldaten vom Strand hatten mich dieser Nicht-Regierungsorganisation übergeben. Sie hatten noch erzählt, dass sie von „drüben“ instruiert gewesen wären, mich am Strand aufzugabeln.

Mehr erfuhr ich nicht. Offenbar gab es ein Netzwerk, von dem niemand wusste. Es wurde zu meinem Netzwerk des Überlebens. Aus der Hilfskette war ein ganzes Netz geworden und ich war frei! Die ständige Todesbedrohung war vorbei.

Das Lager hieß „Krampen“ und war nordwestlich von Stockholm und südlich von Skinnskatteberg mitten im Wald gelegen.

Wie ich später erfuhr, tat sich Schweden lange schwer mit Flüchtlingen, besonders mit denen, die jüdisch waren.

Ich war zusammen mit vielen Russen (es sollen an die 2000 Russen in Schweden gewesen sein) in Zelten untergebracht. Ich galt offenbar auch als Russe, da ich aus einem sowjetischen Bruderstaat stammte.

Wir wurden mit Kleidung und Essen versorgt und das Wichtigste war, wir waren frei und sicher.

Nachdem ich mich langsam von den Strapazen der Flucht zu erholen begann, kam die Sorge wieder hoch, wie ich jemals Kurt erreichen könnte.

Ich hatte durch all die hektischen Wirren der letzten Wochen völlig vergessen, wie er mit Nachnamen hieß. Würde ich eine Chance haben, ihn wiederzufinden?

Schweden wurde im Laufe der Jahre meine Heimat. Ich kehrte nie wieder in die Ukraine zurück, auch alle die anderen Länder auf dem „Festland“ mied ich, als sei dort nie der Krieg zu Ende gegangen.

Ich startete meine Laufbahn als Feldarbeiter und arbeitete mich soweit „hoch“, dass ich eines Tages einen alten Hof übernehmen konnte.

Die Früchte des Feldes waren mehr denn je gefragt. Denn der Hunger der Menschen, gerade nach Ende dieses wahnsinnigen Krieges, war unglaublich groß. Hunger, nicht nur nach Essen, sondern nach Menschlich- und Gerechtigkeit, nach Frieden und Freiheit.

Ich heiratete nie, lange sehnte ich mich nach Kurt, musste aber Jahre später einsehen, dass ich ihn wohl nie im Leben finden würde.

Alle Versuche über das Rote Kreuz oder andere Behörden in Deutschland verliefen im Sande. Vielleicht war er gefallen oder war wegen mir aufgefliegen?

So wurde ich alt.

Nie jedoch habe ich diesen einen Tag im Winter 1941 vergessen, als Kurt und ich uns geliebt hatten.

Diese eine Begegnung hatte mich gerettet, hatte in wenigen Augenblicken das gezeigt, was und wer ich wirklich war und was mein Platz in dieser Welt war.

Ich hoffe, ich werde ihn irgendwann wiedersehen, hier oder auch dort, wo auch immer wir Menschen hingehen, wenn wir aufhören zu existieren.

Nachricht von Vasili.

Im Jahre 2003 erhielt ich Nachricht von einem Rechtsanwalt aus Stockholm. Der in Englisch verfasste Brief kam völlig unerwartet.

Der Rechtsanwalt schrieb im Auftrag eines 80-jährigen Schweden namens Vasili Nebaba.

Vasili hatte offenbar jahrelang versucht, meinen Vater zu finden und war schließlich mit Hilfe verschiedener Organisationen, die sich auf verschollene Wehrmachtssoldaten spezialisiert hatten, an meine Adresse gekommen.

Besonders erstaunlich war diese Tatsache, weil ich seit 2001 einen anderen Namen als mein Vater trug, da ich meinen Mann geheiratet hatte.

Auf welchen Wegen es trotzdem gelungen war, mich als Sohn ausfindig zu machen, konnte der Rechtsanwalt auch nicht sagen.

Er schlug vor, sich einmal zu treffen und ein Wiedersehen mit Vasili zu planen.

Völlig aufgelöst, dass Vasili doch noch lebte und nun sogar leibhaftig vor mir stehen würde, erfüllte mich diese Nachricht mit Freude, aber auch großer Aufregung.

Gemeinsam mit dem Anwalt plante ich meine Reise für den darauffolgenden Monat.

Wie gesagt, meine Freude war riesengroß, gleichzeitig übermannte mich eine großer Trauer, dass mein Vater nicht mehr lebt und dieses Treffen vielleicht noch erlebt haben könnte.

Au der anderen Seite wusste ich nicht, ob es für ihn gut gewesen wäre. Vielleicht hätte es ihn sogar umgebracht, denn schließlich hätte er das Gefühl haben können, dass er sein Leben doch „falsch“ geführt haben würde.

Ich ertappte mich dabei, auch aus eigener Betroffenheit skeptisch zu sein. Denn was hätte es für mich bedeutet, dass mein Vater seinen Geliebten aus Jugendzeiten wiedertraf und es dann vielleicht bereut hätte, mich gezeugt zu haben.

Ich schämte mich ob dieser Gedanken, ich hatte nur an mich selbst gedacht!

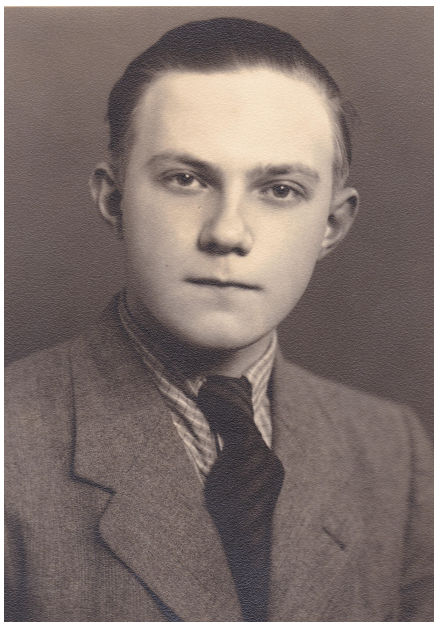
Wie auch immer, mein Vater war nun mal tot und nun fiel es mir zu, die „Sache“ rund zu machen.

Abschied



Trauernachricht.

Zwei Wochen nach dem anwaltlichen Brief kam eine schlimme, unerwartete Nachricht.



Vasili war plötzlich gestorben. Unser Treffen war nicht mehr möglich.

Es erfüllte sich nun das, was eine Tragödie wirklich ausmacht. Ein Ende ohne Happy End, eine unerfüllte Liebe war mit ihrem Protagonisten gestorben.

So entstehen letztlich Mythen.

Der Mythos einer großen Liebe zwischen zwei ungleichen Menschen und Welten, die sich zunächst feindlich gegenüberstanden und Teil einer weltweiten Vernichtungsmaschinerie sein mussten, ob sie wollten oder nicht.

Und dann der Mythos einer langen Hilfskette großartiger Menschen, die die Helden dieser Zeit wurden.

Viele von ihnen, leider nicht alle, werden heute im Jerusalemer Holocaust-Memorial „Yad Vashem“ als **„Gerechte der Völker“** geehrt.

Aber viele, sehr viele, blieben unbenannt.

Mögen diese Unbenannten mit diesem Roman einen Namen erhalten.

Wir lernten nur drei von ihnen kennen:

Kurt
Roland
Pruskowski

und viele andere, die wieder unbenannt blieben.

Epilog.

Die Erfahrung des „Geständnisses“ meines Vaters, seine und damit auch meine Familiengeschichte, der Tod dieses wichtigen Menschen und seines Geliebten ergriff meine Seele auf tiefgreifende Weise.

Es zeigte mir die genetische Verbindung, die sich wie ein roter Faden durch drei Generationen meiner Familie gezogen hatte:

Mein Großvater, der ein Handikap hatte und somit „Opfer“ seiner Zeit wurde,

mein Vater, dessen Vergangenheit sehr viel Belastendes, aber auch Außergewöhnliches enthüllte und

letztlich ich selbst, der ich zumindest meine „Besonderheit“ offen und in Frieden leben kann.

Es zeigt sich eine Entwicklung, die durch ihr jeweiliges Zeitgeschehen bestimmt und bedingt wurde, die aber gleichzeitig in eine positive jeweilige Veränderung mündete.

Dies lässt für die Menschheit hoffen. Entwicklung heißt wörtlich „eine rückwärtige Abwicklung von Verwicklung“, um Veränderung und Weiterkommen zu begünstigen und zu ermöglichen.

Für mich zeigt es, dass sich „Entwicklung“ lohnt, auch wenn es dauert und auf dem Weg zur Veränderung viel Leid produziert.

Ich zumindest habe heute meine vollen Bürgerrechte; war es noch vor wenigen Jahren völlig unvorstellbar, als Schwuler heiraten und frei leben zu können!

Das alleine scheint persönliches Leid und Verzicht zu rechtfertigen, auch wenn sowohl mein Großvater, als auch mein Vater, von dieser Weiterentwicklung leider nicht mehr profitieren konnten.

Deshalb bin ich dankbar und demütig, dass ich ihr Leben näher kennenlernen durfte und es mir bewusst wurde, in welcher fortschrittlicher toller Zeit wir trotz aller Widrigkeiten leben.

Bildquellen	
Nr. Abbildung	Art der Abbildung
Wiederholungen sind abgekürzt:	Johann Baptist = Opa, abgekürzt OPA. Rosa Mathilde (Tilly) = Oma, abgekürzt OMA.
Abb. 01	Geburtshaus des OPA, auf Ansichtskarte (links), aus Familienbesitz.
Abb. 02	„Bahnhof Löslich 1963“, von JS Lonscet: Eigenes Werk. Lizenziert unter Creative Commons Attribution-Share Alike 3.0, über Wikimedia Commons.
Abb. 03	Geburtshaus des OPA, Postkarte aus Besitz der Familie, zur Verfügung gestellt und mit freundlicher Genehmigung von „Tante Erika“, wohnhaft bis zu Ihrem Tode ebendort.
Abb. 04	OMA im Strandkorb, Foto aus Familienbesitz. Aufnahmedatum unbekannt.
Abb. 05	Geburtshaus des OPA, Foto aus Familienbesitz. Aufnahmedatum unbekannt.
Abb. 06	OMA und OPA als junges Paar, Foto aus Familienbesitz. Aufnahmedatum unbekannt.

Bildquellen	
Nr. Abbildung	Art der Abbildung
Abb. 07	OMA, Weihnachten 1922 (handschriftliche Kennzeichnung auf Fotorückseite). Aus Familienbesitz.
Abb. 08	Fahrzeug „La Licorne“ ¹ , Abgebildet sind OPA, OMA und deren Sohn Kurt (Vater des Autors), Foto aus Familienbesitz.
Abb. 09	„Allein, Gespenst, Junge, Lichter“, aus www.pixabay.de , Nr. 790734. Pixabay Nr. 666078. Bezeichnung im Buch: Hoffnung.
Abb. 10	„Abenteuer, Höhe, Klettern“, aus www.pixabay.de , sasint. Pixabay Nr. 1807524. Bezeichnung im Buch: Hilfskette.
Abb. 11	„Homosexualität, Regenbogen, Mann“, aus www.pixabay.de , geralt. Pixabay Nr. 1686922. Bezeichnung im Buch: Zusammen.

¹ „Ein französisches Automobil der 1935er Jahre.“

Bildquellen	
Nr. Abbildung	Art der Abbildung
Abb. 12	„Diskussion, Traurigkeit, Mann, Tut“, aus www.pixabay.de, whoismargot. Pixabay Nr. 2912424. Bezeichnung im Buch: Das innere Auge.
Abb. 13	„Mensch, Mann, Allein“, aus www.pixabay.de, stocksnap. Pixabay Nr. 2567395. Bezeichnung im Buch: Langer Weg.
Abb. 14	„Einsam, Mann, Sitzen“, aus www.pixabay.de, SJJP. Pixabay Nr. 814631. Bezeichnung im Buch: Alleine.
Abb. 15	„Paar, Herbst, Abendsonne“, aus www.pixabay.de, pixel2013. Pixabay Nr. 3798371. Bezeichnung im Buch: Abschied.
Abb. 16	Fotografie mit freundlicher Genehmigung von Dimov, Alexander, Berlin. Rückseitige handschriftliche Beschriftung: „[...] März 1941 1941 17 Jahre“.

Bildquellen	
Nr. Abbildung	Art der Abbildung
Abb. 17	„<i>Abschied Nehmen, Alter Mann</i>“, aus www.pixabay.de, Myriams Fotos. Pixabay Nr. 2890801. Bezeichnung im Buch: Blick nach vorn.
Nr. Abbildung	Art der Abbildung
Abb. 18	a. Templatevorlage (Muster): Tredition Verlag. b. „<i>War Casualty</i>“. Adrian Hillmann. Foto aus https://www.stock.adobe.com Nr. 36439676

Blick nach vorn



